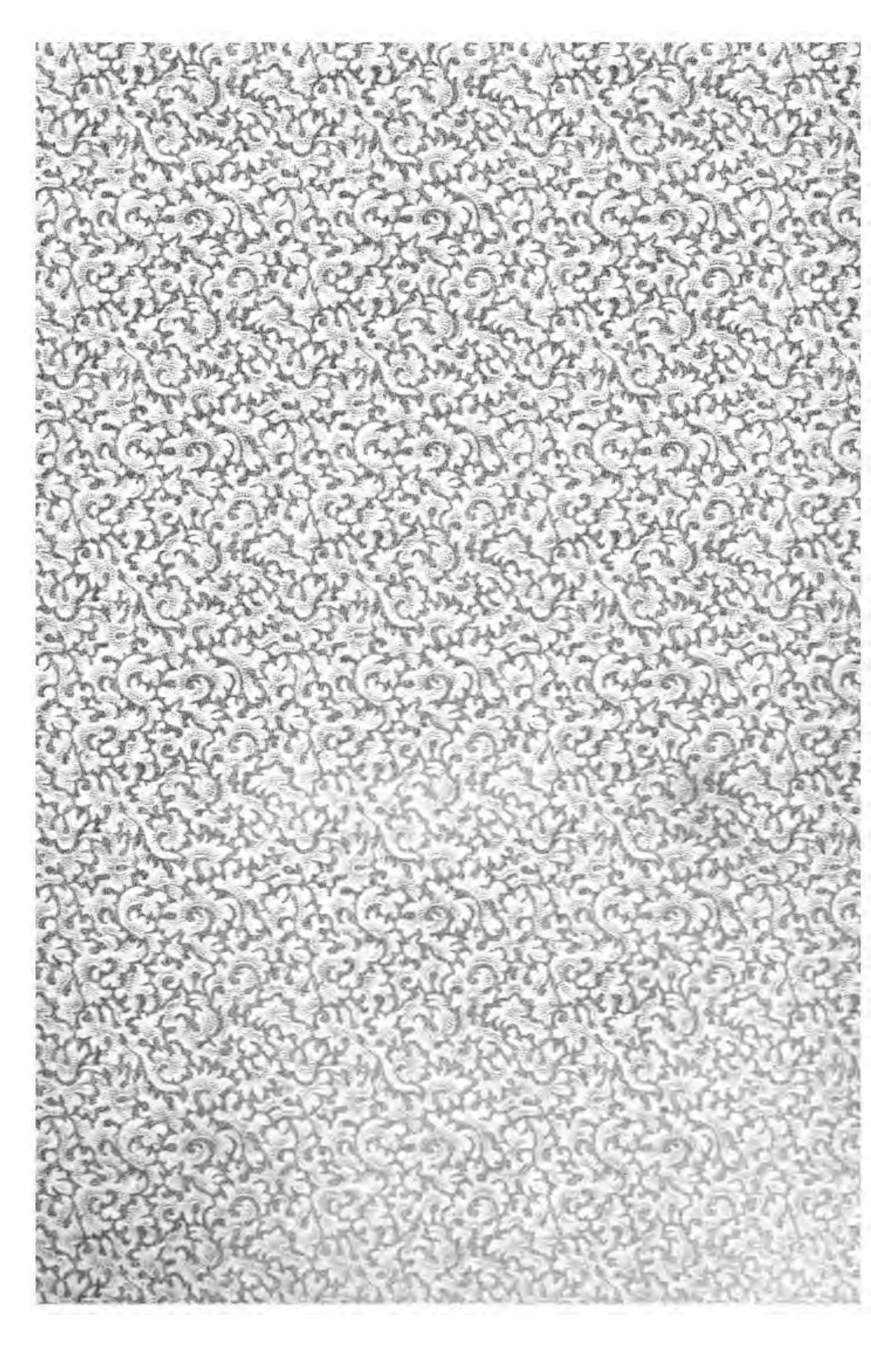






~~3.9.4.4.~~

Goethe's deutsche Gesinnung.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner Entwickelung.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung

der philosophischen Doctorwürde

an der

Universität Leipzig

eingereicht von

Friedrich Gotthard Winter

aus Schwarzenberg.

Leipzig,

Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei.

1880.

Meinem Oheim

Herrn William Schulze

in Zeitz

zugeeignet.



Goethe's deutsche Gesinnung.

Erster Theil.

Von Goethe's Jugend bis zum Ende der Freiheitskriege.

Obschon über wenig Menschen so viel geschrieben worden ist, wie über Goethe, obwohl wir von wenig Persönlichkeiten so zahlreiche eigenhändige Zeugnisse über Leben und Charakter besitzen, so ist doch weitaus der größte Theil der deutschen Nation über seinen ersten Dichter so wenig oder so schlecht unterrichtet, wird z. B. von einer so vielfach irrigen Auffassung seiner Gesinnung beherrscht, daß jenes Wort Wieland's über den jungen vielgeschmähten Freund Wolfgang noch heute seine volle Gültigkeit hat [1]): „Ein großer, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen."

Drei Hauptpunkte sind es, die den Anlaß gegeben haben und noch geben, von dem Menschen Goethe sei es mit Bedauern, sei es mit Entrüstung zu sprechen und zu schreiben: Man zeiht ihn zuerst der Religionslosigkeit und hat ein für alle Mal als zeitersparende zusammenfassende Formel den Namen des großen Heiden für ihn erfunden — indeß wird dieser Vorwurf doch nur von einem gewissen Theil des deutschen Volkes und nicht gerade dem duldsamsten erhoben. Ebenso ist die zweite Anklage, die zu großer Liebesbedürftigkeit und wiederholten Verrathes an edlen Frauenherzen eine Eigenthümlichkeit der Anwälte des weiblichen Geschlechts: die Beweisgründe derselben lassen sich nun zwar in den meisten Fällen als auf Unkenntniß oder falscher Auffassung der Thatsachen fußend, leicht zurückweisen, allein jeder gerecht und verständig Denkende wird ohnehin einem Dichter — wenn anders dieser ein echter Dichter sein soll — ein größeres Maß von Empfindungsfähigkeit und Sinnlichkeit zugestehen, als dem Alltagsmenschen.

Fast einstimmig jedoch, von Freund und Feind, von Verächtern und Verehrern mit gleicher Stärke wird der Tadel gegen den „epikureischen

---

1) Brief an Merck 1776, 17. Oct. in: Briefe an und von Merck, herausgegeben von Dr. K. Wagner, Darmstadt 1838, S. 81 (2. Sammlung). 1. 1835, ebenda; 3. 1847, Leipzig.

Gott", den Olympier Goethe geschleudert: er habe kein Herz für sein Volk, keinen Sinn für dessen höchste gemeinsame Bestrebungen, Gefühle und Angelegenheiten gehabt!

In der That, der schlimmste, schwerste Vorwurf, den man einem Dichter machen kann, dem Dichter, dem kein kleinstes Leid seiner Mitmenschen unverständlich bleiben soll, der „in sein Herz die Welt zurückeschlingt", ihm spricht man das Verständniß für die höchsten Ideen seines Volkes als solches, das Mitgefühl für Glück und Leid seiner Nation ab! Dies vernichtende Urtheil mußte Goethe schon frühzeitig über sich sprechen hören, es ist bis in diese Tage noch für die große Menge der Gebildeten nicht gemildert oder gar verklungen: weder die namhaften Goethebiographen, noch das stille Wirken der Goethe-Gemeinde haben ihrer besseren Ueberzeugung den Sieg erringen können. Natürlich sehen wir hier ganz ab von den wahnsinnigen Angriffen eines Börne und den Abgeschmacktheiten eines Menzel, die sich über Goethe's Gesinnung besser unterrichten konnten, aber nicht wollten und durch diese wie andere Sünden gegen den Geist der Wahrheit die Urbilder der verlogenen Zeitungsschreiber geworden zu sein sich rühmen dürfen. Dagegen hat die Mißbilligung von Goethe's deutscher Gesinnung von Seiten des trefflichen Gervinus eine ganz andere Bedeutung, aber auch ihm kann der Vorwurf ungenügender Erforschung der schon zu seiner Zeit zugänglichen Quellen nicht erspart werden; mindestens hat er Goethe's Werke nicht mit vorurtheilsloser Gesinnung und ungetrübtem Auge gelesen, sonst hätte er schon aus diesen erkennen müssen, welch' warmes Herz für die Menschen überhaupt, insbesondere aber für die Deutschen in des Dichters Brust geschlagen hat. Es ist schon an seiner Darstellung betrübend zu sehen, wie ungerecht das Für und Wider abgewogen werden, seine Nachfolger aber in dieser Sache sind dem gegebenen Beispiel gar zu treulich gefolgt. Wenn man Goethen Verachtung der Menschheit schuld gab, so führte man einige, aus ihrem Zusammenhange gerissene, in Zweifel und Unmuth gethane Aeußerungen an, hütete sich aber, in Weimar nachzufragen, wie eingehend der „steife Minister" für die Untergebenen seiner Abtheilung zu sorgen pflegte, wie herzlich er sich der Armen und Verlassenen, wie opfermuthig der von Feuer- oder Wasserschaden Betroffenen annahm. Man denke auch an die jahrelange, großartige Unterstützung des unglücklichen Kraft, oder an die rührende Theilnahme, die er bis in sein spätestes Alter den Handwerksburschen bewies[1]). Wer ferner den „Geheimrathsstil" des alten Goethe, sein abgemessenes Betragen kopfschüttelnd als eine Todsünde hervorhob und etwa Karl August's Urtheil darüber anführte, sah sich nicht veranlaßt, die Erklärung beizufügen, daß eben erst seit dem Schwinden seines Einflusses auf den ehemaligen Freund der kluge Minister mit seinem

---

1) Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revid. Ausgabe. Berlin, Gustav Hempel, 29. (Theil) 186. (Seite) Nr. 63a.

Herzog nur noch so feierlich und amtlich förmlich verkehrte, wie dies seine Amtsbrüder im Ministerium von Anfang an hatten thun müssen. Daß er trotz dem förmlichen Kanzleistil niemals ein unterwürfiger Fürstendiener wurde, das beweist unter anderem die bekannte Theaterangelegenheit Jagemann-Morhard vom Jahre 1808.

Auch das angebliche Abweichen des größten deutschen Dichters von der Bahn echt nationaler, urdeutscher Kunst in Stoff und Form, seine Hereinholung antiken Bildungswesens ist ihm als eine Art Vaterlandsverrath angerechnet worden. Mit demselben Recht würde man dann z. B. Albrecht Dürer schelten dürfen, daß er nicht der hergebrachten Kunstweise, der vaterländischen Gothik, treu blieb, sondern die antiken Formen in Geist und Herz aufnahm und der Meister der deutschen Renaissance geworden ist. Ein nationales Drama konnte von Goethe nicht erwartet werden, er hat es selbst gegen Schiller ausgesprochen [1]), daß er, um ein Tragödiendichter im eigentlichen Sinne zu sein, nicht hart genug geschaffen war. War aber denn nicht der Glanzpunct seiner classichen Zeit das herrliche, „von warmer, treuer Liebe zum Vaterland" [2]) durchglühte Gedicht — Hermann und Dorothea? Und wollen wir denn nicht aufhören, über dem, was uns Goethe nicht zu schenken vermochte, des Köstlichen zu vergessen, welches er uns geschenkt hat? Wollen wir nicht gerecht sein und den ruhigen, schönen Worten beipflichten [3]), die er 1795 in den „Horen" zu seiner Nation gesprochen hat, worin er hervorhebt, daß nur eine große wohlgeeinte Nation, bereits mit einem hohen Grad der Cultur begabt, einen Nationalautor zu schaffen vermag, und klagend ausruft: „Welcher deutsche Schriftsteller wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen! Denn die Bildung der höheren Classen durch fremde Sitten und ausländische Literatur, so viel Vortheil sie uns gebracht hat, hinderte doch den Deutschen, als Deutschen sich früher zu entwickeln."

Durfte er doch in den Zeiten der schweren Kriegsnoth erfahren, daß seine tiefsinnigste Dichtung, der Faust, als er 1808 erschien, in überraschender Weise national wirkte. „Die bange Frage" [4]), so lautet Herrn von Treitschke's bezeichnende Schilderung, „ob es denn wirklich aus sei mit dem alten Deutschland, lag auf aller Lippen; und nun, mitten im Niedergange der Nation, plötzlich dies Werk — ohne jeden Vergleich die Krone der gesammten modernen Dichtung Europas — und nun die beglückende Gewißheit, daß nur ein Deutscher so schreiben konnte, daß dieser Dichter unser war und seine Gestalten von unserem Fleisch und Blut! Es war wie ein Wink des Schicksals, daß

1) Goethe an Schiller 1797, 9. December.
2) H. v. Treitschke, deutsche Geschichte im 19. Jahrhdrt. 1. S. 200.
3) Literarischer Sansculottismus, 29. Nr. 81 S. 238 flg.
4) a. a. O. S. 317 flg.

die Gesittung der Welt unser doch nicht entbehren könne und Gott noch Großes vorhabe mit diesem Volke."

Trotz dieser Begeisterung ward die Nation während der heiligen Freiheitskriege vielfach gänzlich irre an ihrem Dichter, und über Goethe's Zustand und Verhalten haben sich bis heute die wohlgemeinten und die ungerechten Klagen geltend gemacht.

Ein förmliches Gewirre von irrigen Anschauungen und Unrichtigkeiten liegt dem zu Grunde. Schon sein Verkehr mit Napoleon war Vielen ein Stein des Anstoßes, während man sich doch hätte sagen sollen, daß er damals der Einzige war, der dem Franzosenkaiser noch Achtung vor dem deutschen Volke abnöthigte, daß in ihm der übermüthige Tyrann Deutschlands doch einen ebenbürtigen Genius in einem Sohne eben dieses Landes anerkennen und verehren mußte. Auch Goethe's Umgang und freundschaftlicher Briefwechsel mit dem französischen Gesandten, dem nachmaligen Grafen Reinhard, mit diesem „wahrhaft deutsch gesinnten Manne", wie er ihn selbst bezeichnet, auch dieser mußte für einen neuen Beweis seiner Vaterlandslosigkeit gelten, während doch auf der andern Seite so heftige Franzosenfeinde und begeisterte Patrioten wie Schultz, Zelter, Willemer auf demselben freundschaftlichen Fuß mit ihm standen, ja sogar der Minister von Stein in ein Verhältniß aufrichtiger Freundschaft zu ihm gelangte, und nach den Freiheitskriegen Blücher und sein Adjutant Nostiz zu seinem Umgange in Karlsbad gehörten.

Die öffentliche Meinung war aber schon damals geneigt, den Haß gegen Bonaparte, gegen Frankreich mit Patriotismus, mit nationaler Gesinnung gleich zu setzen. Wer ein Schimpf-, ein Droh-, ein Kampflied gegen die Erbfeinde dichtete, der war ein Patriot vom reinsten Wasser. Wohl stand der Jugend dieser Zorn und Haß ganz gut an, und Goethe zeigte auch in seinem Epimenides, daß er die Wirksamkeit dieses wilden Jugendungestüms scharf erkannt hatte; er aber, der weise, weitschauende Dichter, dessen Entwickelung in den Zeiten ihre Wurzel hatte, wo den besten Geistern die Menschheit zur Nation geworden war, er konnte und durfte diesen Haß nicht so mächtig in sich werden lassen: Man lebte nicht mehr in den Zeiten der Perserkriege, wo ein Aeschylos mit unendlicher Erhabenheit und tiefster Verachtung auf die Nationalfeinde herabschauen konnte, weil sie Barbaren, bildungslose Halbmenschen waren. — Nein, gerade jetzt kam in Goethe einer der edelsten Züge des deutschen Charakters zur Blüthe, zur Frucht: die über dem Augenblick thronende Werthschätzung der wahrhaften Vorzüge fremder Nationen stimmte seine auch zu „gerechter Wuth" geneigte Seele mild. Wenn er vor dem Kriege ebensowenig in die überschwengliche Siegeszuversicht der Jünglinge einzustimmen vermochte, so hatte er doch hierzu wahrlich Grund und Recht. Er hatte die Hinfälligkeit des alten Reiches lange mit angesehen, er war Augenzeuge zweier Feldzüge gewesen, wo er mit beinah unheimlichem Prophetenblick aus der Schwäche und der Zer-

fahrenheit der deutschen, insbesondere der preußischen Heeresführung und aus der von Einem Geiste beseelten, von Einem Sinne geführten französischen Armee das kommeude Unheil folgern mußte. Er war fernerhin Zeuge gewesen, wie sich seine Ahnung in schrecklichster Weise erfüllte, wie bei Jena und Auerstädt der hohle Bau der preußischen Armee zusammenstürzte und der friedericianische Kriegsruhm der Preußen wie Spreu vorm Winde verwehte. Wollen wir Goethen ein so berechtigtes Mißtrauen, das er mit Tausenden unbestrittener Patrioten theilte, im Ernste zum Vorwurf fehlender Vaterlandsliebe machen? Man verstand ihn aber damals so wenig wie immer, man konnte nicht einsehen, daß sein Verstand nicht mit seinem Herzen durchging. Klagte man doch auch über seine Gegnerschaft gegen die Sprachumwälzung der sogenannten Puristen und meinte, er stehe eben stets mit den nationalen Bestrebungen im Widerspruch, während er im Gegentheil die deutsche Bildung und Sprache vor einer empfindlichen Schädigung zu hüten bemüht war. Das muß alsbald betont werden, daß Goethe's Begriffe von Nationalgeist, Nationalbildung, Nationalgesinnung nie die enge Bedeutung gehabt haben, die man im Anfang des Jahrhunderts damit verband. Ein Geist, wie der seine, der so universell angelegt war, so universell sich auszubilden versuchte, konnte nie mit einer nationellen Beschränktheit und Abgeschlossenheit sich befreunden, die in ihrer crassesten Entartung, dem seit Jahrhunderten erstarrten Bildungsstand der hochbegabten Chinesen ein trotz aller Komik hochernstes, warnendes Beispiel hingestellt hat.

Machen wir es uns also zur Aufgabe, in diesen Tagen des wiedererstandenen deutschen Reiches, im Genusse der Einigkeit, welche als höchste Tugend Goethe so oft seiner Nation gewünscht und angepriesen, an ihr schmerzlich vermißt und herzlich begrüßt hat, — machen wir es uns zur Aufgabe, versuchen wir den Nachweis zu führen, daß Goethe von ganzem Herzen und in erster Linie Deutscher gewesen — so kann unsere Absicht nur sein, vor allem diejenigen seiner Bestrebungen klar darzustellen, welche den Sieg beförderten aller Meinungen und Neigungen, die lebensberechtigt und fortschrittverheißend den Besten der deutschen Nation im Gegensatz zu den Nachbarvölkern gemeinsam waren, von ihnen allein gehegt und allein zur Bethätigung und Vollendung gebracht werden konnten.

Nicht also lediglich Goethe's Mitleidenschaft an Deutschlands politischer Schmach und Ehre, sondern ebenso sehr seine Thätigkeit für Ausbildung und Pflege der deutschen Eigenart, der Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit in Wissenschaft und Kunst, nicht minder endlich seine Bemühungen, das nationale Selbstbewußtsein und den nationalen Werth durch Hinweis auf die alte deutsche und Hebung der neueren Kunst im weitesten Wortsinne zu stärken und sich allezeit eines Herzens und eines Sinnes mit den besten Deutschen wissen zu können.

Daher kann keine Vertheidigung Goethe's erwartet werden gegen angeführte und anzuführende Anklagen, wir begnügen uns im Entwickelungsgange des großen Deutschen seine stete Fürsorge und Auf-

merksamkeit auf das Gedeihen des geistigen Nationalwohlstandes nachzuweisen, welche Sorge seine Theilnahme an dem politischen Ergehen der deutschen Nation nicht einschläfert oder gar verdrängt, sondern ihn darüber mit Bildern einer bessern Zukunft tröstet und sein rasch verzagtes Herz allein mit neuer Hoffnung zu beleben vermag.

Quellen und Hülfsmittel.

Unzweifelhaft am gewichtigsten für unsere Beweisführung sind Goethe's dichterische und prosaische Werke: in viel höherem Maße als Briefe und mündliche Aeußerungen sind die in den Werken niedergelegten Urtheile Goethe's für seine Gesinnung bedeutend und bezeichnend; denn diese sind in ruhiger, überlegender Stunde niedergeschrieben, um vor der Oeffentlichkeit, vor der ganzen Nation Zeugniß für ihren Urheber abzulegen; sie sind im Bewußtsein der Verantwortlichkeit gesprochen, für sie will und kann und muß der Schriftsteller in jedem Augenblick mit seiner ganzen Persönlichkeit eintreten, sie verdanken endlich ihre Entstehung einer eingehenderen Selbstprüfung. Die mündlichen und brieflichen Zeugnisse, obwohl letztere von Goethe selbst für die wichtigste Quelle zur Erkenntniß eines Menschen erklärt worden sind, müssen an Werth zurückstehen. Eine eingehende Beschäftigung mit Goethe's Briefen, deren mehrere Tausende erhalten sind, belehrt uns, wie vorsichtig von jener Erklärung Gebrauch zu machen sein dürfte: der ganze Briefwechsel ist in seiner Fassung, seinem Ton nicht allein von der augenblicklichen jedesmaligen Stimmung des Absenders, sondern auch von der Persönlichkeit des Empfängers beeinflußt worden. An Zelter schreibt Goethe ganz anders als an Schiller oder Reinhard oder Meyer. Ohne Frage ist er gegen diese ebenso offen und ehrlich als gegen jenen, aber er läßt sich gegen den lustigen und nachsichtigen Duzbruder in Berlin mehr gehen und spricht hier rasch einmal ein heftiges Urtheil, das er sich gegen ernstere, schwerere Naturen zwei- und dreimal überlegte, ehe er es niederschrieb. Auch ist es nicht ohne Bedeutung, daß er gerade zur Zeit der Freiheitskriege an eine herzlich verehrte Frau am rückhaltlosesten schreibt: er hatte hier eben am wenigsten Neben- und Mißdeutungen zu fürchten. So ergiebt sich also, daß nur durch Vergleichung beider Quellen, der Werke und Briefe, durch gegenseitiges Abwägen und Prüfen ein klarer, voller Blick in Goethe's Herz zu gewinnen sein wird. Denn dies können wir wohl von Vornherein behaupten, an seiner Wahrhaftigkeit in dem, was er spricht und schreibt, kann auch nicht der leiseste Zweifel aufkommen.

Für Goethes Schriften haben wir uns lediglich des Textes der bei Gustav Hempel in Berlin verlegten großen Goethe-Ausgabe bedient: hierbei haben uns die gediegenen Arbeiten der Herren Gustav von Loeper und W. von Biedermann auch bei unserer Darstellung wesentlich gefördert, auch Hirzel-Bernay's „Der junge Goethe" war eine willkommene Beihülfe; im Ganzen und Großen aber wird unsere Arbeit beweisen, daß die angestellten Forschungen durchaus selbstständig sind, und zwar wurden sie auf Grundlage des unentbehrlichen Hirzel'schen Verzeichnisses einer Goethebibliothek unternommen. Der Güte der Herren Professoren Oberbibliothekar Dr. Krehl und Dr. Braune verdanken wir die Benutzung der unserer Universitätsbücherei einverleibten Hirzel'schen Goethebibliothek. Unser Dank hierfür ist um so aufrichtiger, als uns ohne dieselbe eine eingehendere Behandlung der gestellten Aufgabe unmöglich gewesen wäre.

Herrn von Treitschke's Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert hat uns als geschichtlicher Leitfaden gedient, auch waren seine Urtheile über Goethe's politisches Verhalten, wenn auch nicht immer ganz zutreffend, doch immer eine Ermuthigung für uns, die endgültigen Beweise für des Dichters Vaterlandsliebe zu suchen, da schon dieser patriotischste Geschichtsschreiber Deutschlands mehr als seine Vorgänger eine wohlthuende Gerechtigkeit bei Beurtheilung von Goethe's deutscher Gesinnung gezeigt hat.

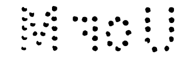
Goethe ward in einem Hause geboren, gut deutsch nach Sitte und Gesinnung. Die Ehrsamkeit seiner Eltern war unberührt geblieben von dem sittlichen Verfall der mit französischer Cultur vergifteten damaligen Zeit. Mehr auch als in irgend einer andern deutschen Stadt war man in der alten Krönungsstadt Frankfurt geneigt, noch an das frische Dasein des altersschwachen deutschen Reiches zu glauben. Allein der Frankfurter ward auch eher von dem Zwiespalt berührt zwischen Fürsten und Kaiser, der fortwachsend das altehrwürdige Gebäude des heiligen römischen Reiches innerlich so zerfraß, daß es endlich dem ersten Anstoß von außen erlag. Der eine Theil der Bürger war gut kaiserlich, der andere blickte in Erwartung einer größeren besseren Zeit gläubig nach dem „Polarstern", nach Friedrich dem Großen. Unter diesen, gewiß nicht der laueste, war auch Goethe's Vater, dessen gleichzeitiger Haß gegen Frankreich natürlich im Verhältniß zu seiner Begeisterung für Preußen stand. Wolfgang nahm mit empfänglichem Herzen das Ideal des Vaters in sich auf, und er hat die Hochschätzung des großen Friedrich nie in seinem langen Leben verloren, trotz der Ungerechtigkeit des nationalen Helden gegen deutsche Literatur überhaupt und gegen den Dichter des Götz insbesondere. Der junge Goethe mußte aber auch frühzeitig die unheilvolle Zerstörung kennen lernen, welche die Politik in innig verbundenen Familien anzurichten vermag. Die Anhänglichkeit des Großvaters Textor an den Kaiser und des Rath Goethe preußische Gesinnung warf eine lange Zeit ihren Schatten auf die Freundschaft der beiden Familien, und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn wir den Urgrund von Goethe's Abneigung gegen politische Gespräche im Freundeskreis hierher verlegen: nichts pflegt so nachhaltig auf Kinderherzen einzuwirken, als Zerwürfnisse zwischen erwachsenen Familienangehörigen. Dem Unterrichte Wolfgang's läßt sich ein bleibender Einfluß auf deutsche Art und deutsches Wesen nicht zuerkennen: denn neben den deutschen Volksbüchern, dem Geiler von Kaisersberg u. a. beschäftigt ihn das französische Theater lebhaft, und eine gründliche Unterweisung in deutscher Geschichte wird ihm schwerlich zu Theil geworden sein. Einen bemerkbaren Einfluß machte nur Luther's Bibelübersetzung auf das kindliche Gemüth: nicht allein, daß allerlei dichterische Entwürfe von biblischen Stoffen in seiner Phantasie entstehen und wohl auch zur Verwirklichung kommen, noch dauernder zeigt sich dieser Einfluß in der ganzen Ausdrucksweise des jungen Goethe, die sogar bis in seine spätesten Jahre die zahlreichsten Bilder und Redewendungen aus Luther's Sprache nicht verloren hatte. Ebenso blieb die einfache, naive Schönheit der israelitischen Heldengeschichte seiner Neigung immer gemäßer, als die düstere deutsche Sage in ihrer übernatürlichen Großartigkeit.

„Klein Paris", dessen Universität der sechzehnjährige Jüngling im October 1765 bezog, war am wenigsten geeignet, etwaige deutsche Keime zur Blüthe und Frucht zu bringen. Die Leipziger Freunde nahmen gar bald eine vollständige Umwandlung mit dem jungen Manne „aus

dem Reiche" vor. Seine anerzogene, gut deutsche Manier ward als altfränkisch und unfein verspottet, seine solide, schlichte Kleidung mußte der zierlichen, aber leichten, französischen Mode weichen und vor allem seine Begeisterung für Friedrich II., „den einzigen, über alle seine Zeitgenossen erhabenen Mann", wurde ihm von den erbitterten Sachsen arg verkümmert. Um den jungen, unerfahrenen Studenten vollends zu verwirren, sprach man auch an seiner dichterischen Begabung unverhohlen den lebhaftesten Zweifel aus, da er doch gekommen war, um seine Durchbildung zum Dichter zu vollenden. Wenn er aber in seiner Rathlosigkeit nach gültigen Mustern sich umsah, so fand er auf der einen Seite Klopstock und Lessing, gerade in dem, wodurch sie über die Zeitgenossen hinausragten, von einer jungen Kraft noch unerreichbar, auf der andern Seite die süßliche erschlaffende Sinnlichkeit des Roccocco, das hohle pomphafte, pappene Heldenthum des Barócco oder die ersten Versuche der Wiederbelebung der Antike, die wir mit dem bösen Namen des „Zopfes" bezeichnen. Den Flug in die Höhe vermochte der junge Dichter nicht zu thun, der hohle Phrasenschwall der Gottschedianer war seiner gesunden, wahren Natur ein Abscheu, was Wunder! wenn er für die rastlos in seinem vielbewegten Innern arbeitenden Gedanken und Gefühle die leichteste Form der Gestaltung als die willkommenste sich aneignete, wenn er ganz in der Weise eines Gleim, eines Felix Weiße dichtete! Gelang es ihm damit leicht, einen Ausdruck seiner inneren Vorgänge zu gewinnen, so verschmähte er für größere dramatische Schöpfungen den althergebrachten, leicht zu handhabenden Alexandriner nicht, und Klein Paris wies ihn natürlich auch auf die französische Bühne überhaupt, die er ja von Frankfurt her noch in gutem Andenken bewahrte. Der „Lügner" von Corneille[1]) ward übersetzt, die „Mitschuldigen"[2]), „denen man, wie er selbst bemerkt, bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium der Molièrischen Welt nicht absprechen wird", mit großem Geschick für die Aufführungsfähigkeit abgefaßt.

Offenbar war es zuerst Oeser, welcher den lernbegierigen Schüler innerlich von dem französischen Geschmacke befreite, Wieland und Lessing ergänzten, was jenem an Breite und Tiefe der Anschauung etwa noch abgehen mochte. Es ist der Beachtung wohl werth, daß es die Antike ist, welche zugleich seine Befreiung von französischer Geschmackstyrannei und die Loslösung von dem deutschen Wesen, besonders des herrlichen sechszehnten Jahrhunderts vollzieht; vermochte doch Lessings Laokoon[3]) dem rasch begeisterten Schwärmer für antike Kunst „eine tiefe Verachtung" vor jener vaterländischen Entwickelungszeit einzuflößen. Natürlich bedurften die Lehren der drei genannten Männer einer geraumen Zeit, ehe sie dem jungen Goethe in Fleisch und Blut übergegangen

1) Zuerst bei Ad. Schöll, Briefe und Auff. von Goethe aus den Jahren 1766—1786. — Hempel 10, 510.
2) Tag- und Jahreshefte von 1764—1769, 27, 3.
3) D. u. W. (Dichtung und Wahrheit) II., 8. Hempel 21, 96.



waren und in seinen Dichtungen sichtbar wurden, aber der helle Strahl einer unübertroffenen, großen Cultur hatte in seinem Herzen das Licht der Erkenntniß wahrer, echter Kunst verbreitet, das ihm zwar zum klaren, leuchtenden Tag, aber nie wieder zu Dunkel und Dämmerung werden konnte. Die zur Sammlung und inneren Verarbeitung der aufgenommenen Gedanken und Anschauungen nöthige Ruhe und Muße, welche das zerstreute Leipziger Leben dem jungen flotten Studenten schwerlich in reichem Maße gegönnt, ward diesem durch eine heftige Erkrankung vom Schicksal aufgenöthigt. Er kehrte, noch heftig in seiner Gesundheit erschüttert und bedroht, im Herbst 1768 nach Frankfurt zurück, und die nothwendige gründliche Heilung hielt ihn über ein Jahr im väterlichen Hause fest. Jetzt fand er Zeit, wieder sich selbst, sein Gemüth, seine Gaben ganz kennen zu lernen, jetzt konnte er den Gewinn der Leipziger Jahre überschlagen. Er durfte sich sagen, daß er wenigstens in Sachen der Kunst, des Geschmacks vorwärts gekommen war, seine Landsleute standen in dieser Hinsicht hinter ihm zurück, und er ergriff die Gelegenheit, seine Läuterung durch den Hinweis auf die Muster wahrer künstlerischer Schönheit zu beweisen und zu bethätigen. Schon im November schreibt er [1]) an seinen verehrten Lehrer Oeser nach Leipzig: „Sonst leide ich viel der Kunst wegen; — und doch kann ich mich nicht enthalten, den guten Geschmack zu predigen.“ Der „Dictator“ der Frankfurter schönen Geister war noch Grandison gegen diesen, gegen — Eugenie, den Galeerensclaven — und „die ganze fantastische Familie“ [2]) zog er zu Felde. Dies düstere, wilde, aufgeregte Wesen war ihm zuwider [3]), dessen Lehrer der gewaltige „Shakespeare“, der heitere Wieland gewesen, ihm, den ein Oeser gelehrt „das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille.“ Ebensowenig vermochte das zu großer Beliebtheit gelangende, durch Ossian und Klopstock groß gezogene Bardenwesen den jungen Dichter von der Bewunderung der Antike zu sich hinzulocken [4]). Hatte er doch eben erst die ganze Olympische Herrlichkeit auf immer aus seinen Gedichten verbannt, jetzt sollte er die Nomenklatur der nordischen an ihrer Stelle aufnehmen! Mit der ihm so früh gegebenen Schärfe des Blickes durchschaute er, welch' künstlichen, hohlen Patriotismus man mit der Hereinholung der längst vergessenen, verblichenen Germanengötter zu pflegen versuchte, und kräftig weist er ihn zurück. Am Anfang des Jahres 1769 [5]) schreibt er an die Freundin und Vertraute Friederike Oeser, daß ihm, „die Unwahrheit, das mühsam Herbeigeholte des ganzen altgermanischen Costümes, der zum Verständniß nöthige, die leichten Flügel der Musen

---

1) Zuerst in: O. Jahn, Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, 1849. Jetzt auch in Hirzel-Bernay's Der junge Goethe, I. unter 24. Novbr. 1768.

2) ebenda, Brief an Friederike Oeser, 6. Novbr. 1768.

3) ebenda, Brief an Ph. E. Reich, 20. Febr. 1770 und D. u. W. XI.; 21, S. 44.

4) D. u. W. VI.; 21, 82.

5) Der junge Goethe, I. 13. Februar 1769.

belastende gelehrte Apparat, die forcirten unnatürlichen Gemälde ein Gewäsche seien, das nichts tauge, als die Zeit zu verderbenen." Mit diesen Erzeugnissen sieht er die Dichtkunst so wenig gefördert [1]), als mit den „gedrehten Reizen der Franzosen", weder das eine noch das andere kann ihn exstasiiren machen. Was sollte auch das Kriegsgeschrei der Barden, mitten im Frieden, gegen einen eingebildeten Feind! Die Leipziger Freundin muß seinen gesunden Widerwillen geduldig anhören [2]): „Ich denke so von allen Gesängen dieser Art", schreibt er ihr, „Gott sei Dank, daß wir Frieden haben." Die von den Barden besungenen Deutschen gewinnen seine Theilnahme nicht: „Was geht mich der Sieg der Deutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll, oh! das kann ich selbst! Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das thut's nicht. Flittergold, und das ist Alles." — Die patriotische Poesie eines Gleim und Weiße dagegen, die will sich Goethe wohl gefallen lassen; diese war von den Thatsachen angeregt und geschaffen, sie hatte „den ersten höheren Gehalt in die zeitgenössische Dichtung gebracht." Die warme Anerkennung, welche er nach langen Jahren in Dichtung und Wahrheit [3]) den Gleim, Ramler und ihren Jüngern für die Verherrlichung des „einzigen" Königs zollt, er hatte sie schon damals gehegt, er war schon zu jener Zeit von vollem Verständniß des Werthes echter „mit und in der That entsprungener" Nationaldichtung durchdrungen. Die Bardenpoesie verklang, wie alles Unechte, Gekünstelte, und Gervinus sagt nur von ihr [4]), „die sogenannte Bardenpoesie, die so flüchtig vorbeiging und so hohl und bedeutungslos geblieben ist, wie ihr Gegensatz, die Idyllendichtung."

Es läßt sich nicht verfolgen, wie weit der Einfluß des jungen Apostels eines besseren Geschmackes auf den Freundeskreis in Frankfurt sich erstreckte, wir können nur aus dem Ansehen, welches Wolfgang auch in Straßburg, ohne Zweifel sehr bald erlangte, den Rückschluß machen, daß er auch unter seinen Landsleuten eine tonangebende Macht wurde. Das Frühjahr 1770 entriß ihn diesen wiederum, aber nicht in Leipzig, wie er früher gehofft, sondern in Straßburg sollte der zukünftige Jurist seine Studien vollenden. Vielleicht war es nur die üble Erfahrung, die der Vater an des Sohnes juristischen Kenntnissen gemacht, welche Leipzig als Aufenthalt für denselben nicht mehr in Frage kommen ließ, vielleicht war es in der That, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit, angiebt [5]), die Absicht, gründlich die französische Sprache zu erlernen, welche ihn nach Straßburg führte. Jedenfalls ward dieser Zweck nicht

1) Der junge Goethe, I. Brief an Fried. Oeser, 8. April 1769.
2) ebenda, 13. Februar.
3) D u W. VI., 21, 62, 64.
4) G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, 2. Aufl. IV., S. 215.
5) D. u. W. III., 11; 22, S. 32.

nur nicht erreicht, sondern die schon begonnene Befreiung Goethes von allem französischen Wesen daselbst endgültig vollzogen. Dieser durfte in späterer Zeit über diesen Abschnitt seines Lebens schreiben[1]) „Deutschheit emergirend. In Straßburg wenig französisch unter uns gesprochen.“ Es war einer jener sonderbaren Zufälle, die alles menschliche Bemühen, alle Willkür aufzuheben und einer höheren Macht unterzuordnen scheinen: Hier in Straßburg, der französischen Stadt, wendete sich Goethe nicht nur von aller französischen Sitte, Literatur und Sprache völlig ab, er gewann auch die gerechte Beurtheilung der alten nationalen Kunst zurück, welche ihm die Beschäftigung mit der hellenisch-römischen Kunst genommen hatte.

War es gewiß auch die Schwierigkeit, die französische Sprache so vollkommen, wie ein Eingeborener zu erlernen, so trug doch zunächst noch mehr der Umgang, den Goethe sich wählte, dazu bei, ihn der vaterländischen, deutschen Sprache und Literatur inniger als zuvor anzuschließen. Von dem Actuar Salzmann sagt er selbst „er war unstreitig dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher“, und dieser würdige Herr galt nicht allein als Präsident der Tischgenossen bei den Jungfrauen Lauth, er war[2]), nach Lenzens Protokoll, auch Vorsitzender einer gelehrten Uebungsgesellschaft, welche zwar die Literaturen fremder Völker nicht ausschloß, aber doch eigentlich zur Ausbildung der deutschen Sprache sich gebildet hatte. Ueberhaupt aber hingen die Elsässer[3]) noch mit großer Liebe an der angestammten Tracht, Sitte und Sprache fest und gaben somit unwillkürlichen Anlaß, die jungen Fremden auf die vaterländische Art hinzuweisen, da ihnen eine so probehaltige, liebevolle Anhänglichkeit an die deutsche Nation täglich vor Augen lag.

Seit den Siegen des großen Friedrich war auch den Deutschen wieder eine Ahnung nationaler Größe aufgegangen; der wichtigste Hebel politischer Bedeutung, das Selbstgefühl war in den deutschen Jünglingen geweckt, und wenn es der Aufmerksamkeit Goethe's nicht entging[4]), daß in der französischen Armee das preußische Exercitium eingeführt worden war, so zeigt dieser kleine Zug, man begann sich auch politisch als Deutscher zu fühlen. Neben dem erwachten Selbstbewußtsein und mehr als dies war die gesunde Natur des jungen Goethe, die echt deutsche Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit des Gefühls, die Ehrlichkeit in Leben und Denken die Befreierin[5]). Je voller diese Eigenschaften zum Durchbruch gelangten, desto lebhafter ward seine Abneigung gegen die erlogene französische Größe, die unwahre Empfindung und

---

1) D. u. W. III., 22, 234 Anmerkg. v. Loeper's Nr. 388.

2) Bei A. Stöber, Der Actuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse rc. S. 31.

3) D. u. W. III., 11, 22, 34.

4) a. a. O. S. 35.

5) ebenda, S. 38.

gespreizte und anmaßliche Geschmacklosigkeit französischer Sitte und Literatur. Die Ideale Corneille, Racine, Voltaire sanken in den Staub, Ossian, Shakespeare, das deutsche Volkslied ward an ihre Stelle erhöht. Sehr glücklich bezeichnet diese Umwandlung Herr v. Loeper mit den Worten [1]) „der erschöpfte und müde gewordene Romanismus giebt die Herrschaft ab an den sich verjüngenden germanischen Geist."

Für uns ist Goethes Eifer für das deutsche Volkslied am wichtigsten. Ohne Zweifel hatte ihm Herder das Verständniß für die einfache und doch ewige, echt dichterische Schönheit dieser Poesie erschlossen, wie er ihn ja in den Sagen- und Mythenkreis unsrer nordischen Blutsverwandten zuerst tiefer einführte. Goethe war ein eifriger Jünger, mit heißem Eifer spürte er den Resten alter Lieder nach und die schönsten, die er „aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht hatte", schrieb er wiederholt ab, um nach seiner Weise Verständniß dafür in seinem Kreise zu wecken. Die liebliche Friederike erhielt eine solche Abschrift, auch Herder und seine Braut wurden damit bedacht, und noch ein Brief aus dem Herbst 1771 zeigt wie ganz jene urdeutschen Lieder seine Neigung besaßen [2]. Er schreibt an Herder: „Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück! denn ihre Enkel singen alle: „Ich liebte nur Ismenen." Er trägt diese Gesänge „als einen Schatz an seinem Herzen, alle Mädchen, die Gnade vor seinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen." Für ihn selbst ward das Volkslied der Jungbrunnen, aus welchem seine eigenen Lieder ihre unvergängliche Jugend und herzgewinnende Schönheit schöpften; mit Recht hat man Goethes Lied das vollendete Volkslied genannt.

Herder hatte auch des jungen Freundes Theilnahme für die germanische Vorzeit rege gemacht. Die zahlreichen Büchertitel in den von Ad. Schöll herausgegebenen Ephemerides [3]) zeigen mindestens die Absicht Goethes, sich mit der Vergangenheit germanischer Dichtung und Geschichte aufs Eingehendste zu beschäftigen. Noch mehr wird uns jene Aeußerung in Dichtung und Wahrheit bestätigt, „daß er sich mehr als zuvor mit Ernst der Muttersprache zugewendet habe." Angesichts der zahlreichen sprachlichen Bemerkungen in den Ephemerides können wir mit Schöll übereinstimmen, welcher bemerkt „die letzten vier Blätter der Ephemerides zeigen diese auf das Deutsche gewendete Sorgfalt bis ins einzelne Lexikalische. Den schönsten Sieg errang das Deutschthum in Goethes Innern durch dessen Bekehrung von seinem Vorurtheil gegen die gothische Baukunst. Obgleich [4]) unter Tadlern dieser Kunst aufge-

1) D. u. W. III., 11; 22, 259; Anmerkg. Nr. 412.

2) Der junge Goethe, I. S. 297. Abgedruckt sind die Lieder in: Aus Herder's Nachlaß I. S. 153 Anhang und bei A. Schöll, Briefe u. Auff. u. s. w. S. 123.

3) A. Schöll a. a. O. (7.).

4) D. u. W. III., 9; 21, 157.

wachsen, wie er selbst erzählt, und von Verachtung und Abneigung gegen sie erfüllt, gewann er doch beim ersten Anblick des Straßburger Münsters dieses herrliche Bauwerk so lieb, daß sich nun sein allem wahrhaft Schönen, Guten offener Sinn dieser neuen Offenbarung rasch und ganz erschloß und mit wachsender Begeisterung in die architektonischen Geheimnisse des gothischen Meisterwerkes vertiefte. Zum thatsächlichen Beweis dieser begeisterten Verehrung mit ihrem scharfen nationalen Gepräge sollte er indeß einige Jahre später gelangen, wie denn die von ruhiger Erwägung abziehende, die Sinne ganz erfassende Gegenwart des Bedeutenden eine Darstellung desselben erschwert und hinausschiebt.

Alles in Allem genommen konnte Goethe im Rückblick auf die Entwickelung seines Lebens und Denkens in Straßburg mit gutem Recht sagen [1]):

„So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal baar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus." Er war in der That im Auslande seinem Vaterlande um vieles näher gekommen, er hatte zugleich den Beruf in sich erkannt, demselben zum Guten, Wahren Schönen ein gut Theil förderlich sein zu können und den Plan der Straßburger Freunde, ihn für die königliche Canzlei in Versailles zu gewinnen, wird er wohl im Stillen belächelt haben.

In Frankfurt, wohin er im Hochsommer 1771 zurückkehrte, sollte er nun erst „zum ruhigen Genuß seiner Besitzthümer" gelangen; jetzt war die Muße und der rechte Augenblick da, das Straßburger Programm für die Reformation des Geschmacks zur Durchführung zu bringen. Was man dort im engeren Kreis theoretisch durchgesprochen und geplant, das konnte jetzt in einem weiteren Bereich verwirklicht und ausgebreitet, werden, ja Goethe ging noch weiter, er wollte mit seinem ersten größeren Werke vor sein Volk hintreten und, wir können das aus gleichzeitigen Briefen schließen, er wollte es mit vollem, hoffnungsreichen Herzen und bestem Glauben an Verständniß und Zustimmung thun. Der Kampf gegen französische Weichlichkeit, Gespreiztheit und Unnatur auf Frankfurter Boden ward schon am 14. October, am Shakespearestag begonnen. Vor einer größeren Anzahl junger Leute beiderlei Geschlechts hielt er an diesem Tage seine feurige Rede auf den großen britischen Dichter, das Ideal der jungen Geschmacksreformatoren, dessen gewaltige Natur wohl geeignet war, die in Ritterkleider gesteckten französischen Schäfer wie Spreu hinwegzufegen.

Sein begeisterter Prophet schloß recht wie ein Agitator mit dem Aufrufe zur Theilnahme am Streit [2]): „Auf, meine Herren! Trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten

1) D. u. W. III., 11; 22, 44.
2) 29, II. Nr. 41 S. 101.

Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben, und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrthen und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Neben der Predigt gehen aber auch die guten Werke einher. Schon im November theilt er Freund Salzmann mit [1]): „Sie kennen mich so gut und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft, Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Cirkelgen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. — Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Schäkespear und alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes" — der Götz von Berlichingen entsteht unter Goethe's Feder und zwar mit erstaunlicher Raschheit, denn Ende des Jahres erhält Herder [2]) bereits von ihm „das Resultat seiner hiesigen Einsiedelei in einem Skizzo, das zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar einigermaßen ausgemalt, und doch weiter nichts als ein Skizzo ist. — Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele dran wendete."

In seinem Götz schuf Goethe nach seiner Art eine nationale Dichtung; nicht aus grauer Vorzeit, aus dem seinem eigenen nur zu sehr verwandten sechszehnten Jahrhundert nahm er seine Gestalten und Begebnisse; nicht den Kampf eines barbarischen gegen ein Culturvolk führte er vor, er schilderte den sich vollziehenden Untergang eines gewaltigen, mit reicher Cultur ausgestatteten Reiches, über dessen Verfall und Jammer nur persönliche Tüchtigkeit, redliche Absicht und Hoffnung einstigen Wiedererstehens zu trösten und hinwegzusetzen vermögen. Zugleich aber gab Goethe den sich überall regenden Freiheitsgelüsten nicht sowohl in den aufrührerischen Bauern Gestalt und Ausdruck, noch mehr sagte dem allen Zwang hassenden Geist der Zeit die Frische, Keckheit und Rücksichtslosigkeit zu, die aus Form und Inhalt gleich stark und doch liebenswürdig sich kund gab.

Aus den rasch laut gewordenen Zeichen allgemeinen Beifalls vermochte Goethe zu ermessen, daß er einen guten Wurf mit dieser Behandlung eines nationalen Stoffes gethan und nach seinen eigenen Worten [3]) „war er schon im Stillen beschäftigt, von diesem Wendepunct der deutschen Geschichte sich vor und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse in gleichem Sinne zu bearbeiten." Wie so viele andere Pläne und Entwürfe sind auch diese nie zur Ausführung gelangt, nicht einmal die Titel sind uns erhalten, und wir müssen uns mit der guten

1) Der junge Goethe I. S. 300.
2) ebenda S. 302.
3) D. u. W. III., 13; 22, 121.

Absicht des Dichters begnügen, daß er seinem Volke ein nationales Drama geben wollte. Gewiß hatte ihm hierzu vor allen Shakespeare als Muster vor der Seele gestanden, dessen großartige Gestaltung der Geschichte seines Vaterlandes einen ungleich mächtigeren Eindruck auf Goethe machen mußte, als selbst, „die wunderbare Anregung", [1]) welche dieser der Herrmannsschlacht von Klopstock zugestand. Vielleicht aber war es die immer unerquicklicher sich breit machende Bardenpoesie, die ihn von der Bahn rein nationaler Dichtung so rasch wieder verdrängte; jedenfalls beschäftigten den jungen rastlosen Geist schon in nächster Zeit lediglich die Griechen und ihre Helden. Angeregt [2]) durch Hamanns „Sokratische Denkwürdigkeiten" denkt er an nichts Geringeres als an die Dialogisirung [3]) des Lebens und Todes von Sokrates, „des philosophischen Heldengeistes"; auch die plastische Welt Griechenlands behauptet sich seit dem Besuche des Mannheimer Antikensaales neben der gothischen Kunst, seine Stube ist mit Götterbildern ausgeziert [4]), „die Griechen sind sein einzig Studium [5])." Götz von Berlichingen blieb einem größeren Leserkreis noch verborgen, er harrte noch der durch Herder angeregten Verbesserung. Dagegen erschien Ende des Jahres 1772 das kleine Schriftchen „Von deutscher Baukunst, D. M. Ervini a Steinbach." Obwohl dieses Werkchen auch nicht annähernd das Aufsehen machte, welches dem Auftreten des Götz folgte, so enthält es doch weiter bestimmter und natürlich ausdrücklicher die Streitsätze, mit welchen die jungen deutschen Köpfe gegen den herrschenden schlechten Geschmack zu Felde zogen. Der damals versagte Beifall kam in einer viel späteren Zeit um so reichlicher nach, indem die ganze romantische Schule ihre hauptsächlichsten Anschauungen von bildender Kunst aus Goethes „Von deutscher Baukunst" schöpfte; Herr Professor Springer nennt daher dieses unscheinbare Heftchen „eine der wichtigsten Urkunden der modernen Cultur- und Kunstgeschichte."

Schon in der Verherrlichung der Gothik zu dieser Zeit zeigt sich ein tüchtiger Heroismus: Winkelmann und Lessing hatten noch eben erst die antike Kunstschönheit auf den Thron der geistigen Welt erhoben, ja die Antike begann schon Modesache zu werden, da trat ein junger, unbekannter Frankfurter Advocat auf und pries in dithyrambischem Schwunge und mit rücksichtsloser Begeisterung die gothische, „die deutsche" Baukunst als mindestens gleichbedeutend, sang das Lob dieser nationalen Kunst in einer Sprache, wie sie das deutsche Volk selbst von Hamann und Herder nicht gewöhnt war, so frisch, so eindringlich, so entschieden, so muthig. Freilich die Ehrenrettung der gothischen Baukunst war dem

1) D. u. W. III., 12; 22, 84.
2) ebenda III., 12; 22, 63.
3) Brief an Herder, Ende 71 (d. j. G., II. S. 302).
4) Brief an Kestner, 25. Dec. 72 und 5. Febr. 1773 (d. j. G., I. 336 und 348).
5) Brief an Herder, Juli 1772 (d. j. G. I.. 307).

Leserkreis das Nebensächliche, die jungen Mitstrebenden nahmen das Heftchen für eine Kriegserklärung gegen Empfindungslosigkeit und Regelzwang zu Gunsten der Empfindung und Natur; sie hielten sich an Worte wie diese: „Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Principien" — „Schule und Principium fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit"[1]) oder „die charakteristische Kunst, die eine Empfindung zum Ganzen schuf, ist die einzig wahre." Auch für Goethe's Entwickelung waren diese Kriegserklärungen das Wichtigere, er sagte damit öffentlich, daß er gesonnen sei, sich seine eigene Welt aufzubauen, daß er bestimmend auf den Geschmack seiner Landsleute einzuwirken gedenke. — Für unsere Aufgabe kann nur in Betracht kommen, wie eifrig er darauf bedacht war, die gothische Baukunst dem Genius seiner Nation zuzuschreiben.

Als der junge Goethe in Straßburg zuerst ausging, um das Münster in Augenschein zu nehmen, hatte er, nach eigener Angabe[2]), „den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß des guten Geschmacks, es graute ihm vorm Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers." Nun stand er vor dem gewaltigen Bau, mit großen, erschreckten Augen nahm er ihn in sich auf, und da war es ihm, als genösse er die Freuden des Himmels. Früh und spät eilte er von nun an herbei, um wieder und wieder diese „sinnlich-irdische Freude zu genießen." Was Wunder, daß er jetzt darüber ergrimmt, daß der deutsche Kunstgelehrte den Vorzug des „heiligen" Erwin verkenne, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können: „Das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos!" Hier schlägt Goethe's Herz in jugendlichem Ungestüm für Deutschlands Ruhm; im festen Vertrauen auf sein deutsches Gefühl, das die engste Verwandtschaft zu dieser Kunst durch augenblicklich entstandene und im Verlaufe der Zeit nur gewachsene Anhänglichkeit und Begeisterung offenbart hat, im Vertrauen auf die Wahrheit dieser Empfindung widerspricht er der damals allgemein herrschenden Ansicht, welche den Ursprung der Gothik auf einen andern als den deutschen Boden verlegen will. Das bedeutende Rauhe ist das dem germanischen Stamme Wahlverwandte, ihm Eigenthümliche; darum soll auch jeder deutsche Jüngling die weiche Lehre neuer Schönheitelei verachten und vor das Münster treten, wenn er sich von einer charakteristischen Kunst, die da ist die einzig wahre, fesseln, erbauen, kräftigen lassen will. Auch Albrecht Dürer, wahrscheinlich durch Oeser oder Merck ihm nahe gebracht, auch dieser Stolz der deutschen Renaissance hat es Goethen angethan[3]), dem jetzt der leichte Franzose, der geschminkte Puppenmaler und der Wälsche mit den erbettelten Verhältnissen und theatralisch erlogenen Stellungen in seiner Kunst ein Ekel sind — aufathmend ruft er aus:

1) Von deutscher Baukunst, 28 S. 341, 345.
2) ebenda 28, 343 oben und mitten.
3) a. a. O. S. 346.

*„Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommen!"

Goethe hat die Architektur des Münsters, soweit es einem Laien möglich ist, gründlich studirt und redete nicht in verschwommener Begeisterung. Noch kurz vor seiner Abreise von Straßburg hatte ihm der alte Silbermann [1]), angeregt durch eine richtige architektonische Bemerkung des jungen Kunstfreundes, die Zeichnung des Münsterfundaments versprochen und auch bald nach Frankfurt nachgesendet; die Risse des Ganzen konnten ihm leider nicht zur Verfügung gestellt werden [2]), sein scharfes Auge für Verhältnisse und sein gutes Gedächtniß für Formen mußten in der Ferne die Anschauung ersetzen. Jedenfalls that ihr Nichtvorhandensein der Lebhaftigkeit keinen Eintrag, mit welcher der Apostel der „deutschen Baukunst" Anhänger für dieselbe zu werben bemüht war. Der ihm befreundete Theolog Röderer [3]) geht, ohne Zweifel auf seine Veranlassung, „practisch an die Baukunst", da er ja, wie Goethe betont, „das größte Meisterstück der deutschen Baukunst täglich vor Augen habe"; ihm, den Freunden in Wetzlar [4]), Kestnern und Kielmannsegge, für Falken und für Gottern sendet er sein Heftchen ab, auch natürlich an Merck und Herder. Dieses so schwer zufriedenzustellenden Freundes „Antheil an Erwinen freute ihn von Herzen", auch in Wetzlar fand er einiges Verständniß, man verlangte dahin noch eine weitere Anzahl seines Schriftchens; schon am 4. December erschien ferner eine günstige Recension desselben in den Frankfurter gelehrten Anzeigen [5]), am 4. Mai 1773 eine solche [6]) auch im Wandsbecker Boten, dessen Herausgeber Claudius „viel Enthusiasmus und Vaterlandsliebe" in dem Aufsatze findet, endlich druckte ihn Herder in seinem Flugblatt [7]) „Von deutscher Art und Kunst" nochmals ab — allein mit dem allgemeinen Erfolg war Goethe keineswegs zufrieden, seine Begeisterung theilte sich seinen Landsleuten nicht mit, er stand allein mit seinem Hinweis auf eine Kunst, die dem ganzen Geschmack der Zeit so himmelweit fern lag, und Nicolai in Berlin mußte durch Herder und Merck ermahnt werden, in seiner „Bibliothek" nicht über den jungen Verfasser herzufallen. Dieser erklärte [8]) sich nachmals den geringen Einfluß seines Aufrufs aus dem Stil, der nicht klar und deutlich gewesen, sondern den einfachen Gedanken in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen gehüllt und das Licht, das ihm selbst aufgegangen, für Andere verhüllt habe. Damals, in jugendlicher Hoffnungsfröhlichkeit,

1) D. u. W. III., 11; 22, 51.
2) Brief an Salzmann, 28 Novbr. 1771.
3) Brief an Röderer, 21. Sept. 1772.
4) Briefe an Kestner, 1772: 13. Novbr., 14. Novbr., 29. Novbr.
5) nach v. Biedermann in 28, 339 Anmerkg.
6) nach v. Loeper in D. u. W. 12. Anmerkg. Nr. 435.
7) D. u. W. III., 12; 22, 60.
8) ebenda.

ließ sich Goethe in seiner Neigung nicht irre machen. Trotz dem „starken nisus vorwärts“ [1]), der ihn mit rasender Eile zu neuen Gedanken und Anschauungen trieb, bleibt er der deutschen Baukunst treu zugethan [2]), noch 1773 ist er „ganz wieder um seinen Münster in Wonne“ und 1775 vom 14—20. Juli tritt er seine dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe an. Der kleine, an Wärme des Gefühls nicht hinter dem ersten größeren zurückstehende Aufsatz [3]), „dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Juli 1775“, ward ohne Zweifel sogleich während dieser Wallfahrt auf der Plattform des Münsters abgefaßt und gelangte auch in dieser Fassung 1776 zum Druck. Ganz nach Goethe's stets dem thatsächlichen Vorgange angepaßter Behandlungsweise ist diese Wallfahrt genau wie ein solcher Bitt- und Bettgang eingerichtet, mit Vorbereitung, Gebet und Eintheilung in Stationen.

Das klingt noch wie volle, ungeschmälerte Begeisterung, wenn er sagt: „Wieder an Deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in Dir über Deinem Grabe, heiliger Erwin, fühle ich, Gott sei Dank, daß ich bin, wie ich war.“ Vieles hat er als falsch und unecht erkannt in den Jahren zwischen der ersten und der dritten Wallfahrt, viele Nebel sind von seinen Augen gefallen, aber Erwin's Bauwerk gilt ihm noch wie zuvor als ein Zeugniß des Wahren: wie vor dem unmittelbaren Wunderwerk der Natur selbst, vor den Alpen, Strömen und Seen wird vor dem Münster „in seiner Seele reg', was auch Schöpfungskraft in ihr ist“ — der Geist überträgt auch in der That ihre Regung augenblicklich in das Wort, er „wühlt in kritzelnden Strichen auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden“, hoch oben in der Morgenluft schreibt er seine Wallfahrt nieder. Hierbei gedenkt er auch der zweiten Wallfahrt, „des Blattes verhüllter Innigkeit“, seiner deutschen Baukunst [4]), fühlt sich ihr aber jetzt noch nicht entwachsen, wie andererseits auch „das Gehirnchen der Wälschen“ noch keine größere Achtung sich zu erwerben vermocht hat. Die Ankunft des Freundes Lenz auf dem Thurmumgange nöthigt Goethen, seine Niederschrift abzubrechen, im Gespräch mit dem Gesinnungsgenossen werden die übrigen Stationen vollendet.

Es ist bezeichnend für die Heftigkeit, mit welcher Goethe damals an allem Deutschen hing, daß seiner Wallfahrt nach Straßburg eine Reise bis auf den Gotthard voranging, auf welchem Endpuncte sein Reisegefährte Passavant sich vergeblich bemühte, ihn zu einer Reise nach Italien zu bewegen! Ein letztes Zeugniß, daß Goethe der deutschen

---

1) Brief an Salzmann, 28. Novbr. 1771 (d. j. G. I.).

2) Brief an Röderer, d. j. G. I. Nr. 88 S. 391.

3) 28, 354.

4) Auf dieses Schriftchen bezieht sich die Bemerkung: „Ich schrieb ehemals ein Blatt verhüllter Innigkeit“, nicht aber, wie v. Biedermann 28 S. 255 Note will, auf „Nach Falkonet“, in dem auch nur von Bildhauerkunst und Malerei, nicht von „Gebäuden“, „Maßverhältnissen“ u. s. w. die Rede ist.

Baukunst noch immer geneigt war, findet sich in einem Briefe an Prof. Oeser aus dem Jahre 1778. Er mag wohl öfters wegen seiner Schätzung der Gothik mit diesem Freunde Winkelmanns kleine Händel gehabt haben, wenigstens schreibt er an ihn:[1]) „Von dem Tisch schreib ich Ihnen meine Gedanken. Ich hab' mir wieder so ein fest Bild gemacht wie er aussehn soll und das ist wieder ein bisgen gothisch: wir werden wieder Händel haben." Mit der italienischen Reise schlägt dagegen die Schätzung der Gothik in heftige Abneigung um, und erst Boisserées Einfluß und Belehrung gewinnt ihn viel später der alten Liebe wieder.

Kehren wir in das Jahr 1772 zurück, so finden wir den jungen Advokaten und Kunstfreund auch außerhalb seiner amtlichen Thätigkeit zu größerer Beachtung gelangt, er ist Mitarbeiter[2]) bei den „Frankfurter gelehrten Anzeigen," die sein Freund Merck auf Veranlassung des Buchhändler Deinet herausgab. Merck „dieser eigne Mann, der auf Goethe den größten Einfluß gehabt," ragt aus dem Kreis der Stürmer und Dränger durch die Ruhe und Klarheit seines Verstandes und Urtheils hoch hervor; bei aller Verachtung des Zopfwesens und der französischen Unnatur blieb ihm ein Mephistophelischer Zug der Verneinung und des Spottes gegen alle Uebertriebenheiten. Jedenfalls stand er an der Spitze der jungen, begabten Männer, welche von ernster Vaterlandsliebe beseelt, eine neue bessere Zeit für Deutschlands wissenschaftliche und künstlerische Cultur durch die Kritik mit begründen wollten[3]).

Wie Herder und Goethe nahm auch er an der Hebung der lange verschütteten Volkslieder[4]) theil, auch er war wie sie ein entschiedener Gegner der Herrschaft französischer Poesie in Deutschland und vorzüglich an den Höfen, wo „von der Schminke der fremden Magd verdrungen[5]) des Hauses Frau, die deutsche Muse, trauert!" Nicht weniger bezeugen die erhaltenen Bruchstücke seiner Aufsätze[6]) „Ueber den verachteten Zustand der deutschen Wissenschaft", „Gedanken über die Irrwege der deutschen Schriftsteller", seinen werkthätigen Patriotismus. Leider ist

1) Brief vom 15. Juni 1778 in O. Jahn, Goethe's Briefe an Leipziger Freunde.

2) Aufsätze zur Literatur, herausg. und mit Anmerkgn. begleitet von W. v. Biedermann, 29 Theil I., 5.

3) Will man Merck etwa nach den Briefen der Caroline Flachsland an Herder beurtheilen, so darf man nicht vergessen, daß die Braut Herder's ganz vom Augenblick in ihren Urtheilen bestimmt wird und sich in Folge dessen mehrere mal durchaus widerspricht. Die Briefe dieser Elektranatur an Knebel nehmen, nach unserem Gefühl, ihren Urtheilen jegliches schwerere Gewicht

4) Boie an Merck 3. Febr. 1775 spricht von dessen Sammlung (K. Wagner, I. Slg. S. 56).

5) Aus seiner Ode an Herder „Als mir geboten ward, Freundschaft und Sympathie bei Hofe zu singen"' bei K. Wagner II. Slg. S. 14.

6) Bei K. Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe u. s. w. 1847 (III. Slg.).

von seinem Entwurfe, „das ungelehrte dichtende Deutschland zu beglücken", welcher die Theilnahme Karl August's gewann und dem Kaiser Joseph II. vorgelegt wurde, nichts erhalten, aber ohne Zweifel beabsichtigte der unternehmungslustige Merck einen sehr zeitgemäßen Schritt für seine dichtenden und schriftstellernden Landsleute zu thun. Ein so guter Patriot nun Goethe's Freund gewesen ist, von nationalem Haß gegen Frankreich war er selbstverständlich, wie der Freund, weit entfernt, und er pflichtete dem politischen Glaubensbekenntniß desselben gewiß bei, welches dieser schon 1771 öffentlich ausgesprochen hatte [1]): „Wir sind alle Christen, und Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen. Ein Franzose ist vom Kopf bis auf die Füße eben ein Mensch wie ein Deutscher; das Andere sind politische Considerationen, die fürtrefflich sind und die Niemand unbestraft einreißen soll." Es ist also vorwiegend, wenn nicht ausschließlich das geistige, nationaldeutsche Uebergewicht, der Sieg des wahren, guten deutschen Geschmacks über den unechten, verderblichen der französischen Culturträger, was Merck und Goethe und die Mitarbeiter an dem kritischen Blatt anstreben. Ein frischer, drängender Geist waltet in demselben, aus jeder Zeile ist der Kampf gegen Altes, Angemaßtes, Unberechtigtes erkennbar, wie Goethe selbst sagt: „Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen" [2]). Trotzdem kann er später nicht umhin, die große Einsicht und Billigkeit im Urtheil zu bewundern, die sich gerade in seinen, wohl des jüngsten Mitarbeiters, Recensionen nicht verleugnet. Er wird als Recensent im Fach [3]) der schönen Wissenschaften bezeichnet, seine erste Beurtheilung ist vom 11. Februar 1772 und behandelt die „Allgemeine Theorie der schönen Künste von J. G. Sulzer." Diese Kritik von entzückender Schärfe und beinahe Lessing'scher Leichtigkeit im Treffen des siegenden Wortes wird zwar von v. Biedermann [4]) in ihrer Echtheit bezweifelt, sie ist aber immerhin bezeichnend für die Entschiedenheit, mit der alles Halbe, Verbrauchte und zu den Ideen Lessing's und Herder's nicht Passende von den „Polizeibedienten des Literaturgerichts" [5]) zur Seite gewiesen wird. Die meisten echten Recensionen Goethe's tönen in den Ruf nach Natur, nach Wahrheit, nach Empfindung aus, und ausdrücklich stellt sich der junge Kritiker die Hauptaufgabe [6]), das erzeugen zu helfen in unserm lieben Vater- und Dichterlande, was er dann deutschen Geschmack, deutsches Gefühl nennen würde."

Mit Recht weist er die als urdeutsch und echt national sich ein-

---

1) Brief des Pastors zu * an den neuen Pastor zu *, 27, II. S. 91.
2) Tag- und Jahreshefte von 1769—1775 27, 4.
3) Bei v. Biedermann, a. a. O. Einführung 29, XVII. S.
4) a. a. O. XXI.
5) So nennt Goethe sich und seine Mitarbeiter scherzend 29 Nr. IV. S. 16.
6) 29 Nr. III., 15 und Nr. XXVIII., 65.

führende Bardenpoesie zurück, mit der Hereinholung der germanischen Mythologie läßt sich nach seiner Ueberzeugung weder deutsches Gefühl noch deutscher Geschmack erzeugen. Allerdings geberdeten sich die Barden als die berufenen und geweihten Priester der Nation, aber seltsamer Weise mochten Alle, welche wirklich gestaltend in den Gang der Culturentwickelung eingegriffen haben, von dieser künstlich gezüchteten, gelehrten Deutschheit nichts wissen, und selbst Justus Möser, der beste Patriot seiner Zeit, verhielt sich ablehnend dagegen. Herder hatte nichts mit den Barden zu thun, trotz seiner Verehrung Ossians, Merck konnte nicht einsehen [1]), warum man die Bilder und Namen, welche das Friedeleben des Orients hervorgebracht, mit Erzeugnissen aus der kargen Natur der Vorzeit Deutschlands vertauschen wollte; Möser endlich, der feine, gründliche Kenner des deutschen Alterthums und insbesondere der mittelhochdeutschen Dichtung [2]), hat treffend hervorgehoben [3]) „den Mangel des Eigenthümlichen sowohl in den Bildern, als im Ausdruck", und versichert, „die neueren Barden würden uns glücklicher täuschen, wenn sie die Dichter der mittleren Zeit nützten."

Köstlich zeigt die inhaltlose Scheinherrlichkeit dieser Bardenpoesie Goethe's Recension [4]) vom 31. März 1772 über „die Jägerin", ein Gedicht von Kretschmann, berüchtigten Andenkens: Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakterisiren es zum deutschen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unserer Aelterväter; aber auch nicht das geringste Wildschöne, trutz Titel und Vignette nicht einmal Weidmannskraft, das ist zu wenig!" Der Recensent hatte schon in Leipzig bei einer Aufführung von Schlegel's „Hermann" die Ueberzeugung gewonnen [5]), „daß solche Stücke zu weit von uns abwägen", und von dieser Meinung konnte ihn auch Klopstock's „Hermannsschlacht" nicht bekehren. Trotzdem stellt er sich in seinen Kritiken allen ehrlich und tief empfundenen Bardendichtungen durchaus freundlich gegenüber und sieht zu Gunsten eines guten Kernes von der seltsamen Schale ab. Bei Beurtheilung der „Lieder Sined's des Barden" [6]) spricht er es geradezu aus: „Wir sind wider die Bardenpoesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem oder dem Tone der Gleim'schen Kriegslieder am besten verbreitet, und der Dichter setzt sich lieber in die Zeiten der Unschuld in den Sitten und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändelnde Zeiten besänge." Denn diese geben nur Anlaß zu der Klage: „Wo sind denn die schönen Thaten, die ein deutscher Ossian in unsern

---

1) Merck an Jacobi, bei K. Wagner II. S. 24.
2) Dies beweist u. a. Möser's Brief an Gleim 24. Juli 1756.
3) Brief an J. B. Michaelis 1776 (?); abgedruckt in Möser's sämmtliche Werke, herausg. von Abeken, IX. Band.
4) 29 Nr. VI. S. 19.
5) Leipziger Theater 1765—1768, 28 S. 623.
6) 29 Nr. XXXVIII. S. 92.

Zeiten besingen könnte, nachdem wir unsern Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben?" Daher soll sich auch der deutsche Barde mit seinem germanischen Rüstzeug nicht irren lassen, „sind doch antike griechische Schilderungen, mit deutschen Sitten verbrämt, wohl eben der Fehler oder wohl ein größerer, als Bardenpoesie in unserm Zeitalter." Wir sehen, Goethe findet selbst Gründe der Vertheidigung für jene, sobald er ihr eine wirkliche nationale Macht zutraut und Verdeutschung im guten Sinne von ihrer Wirkung sich versprechen kann; ist dies der Fall, „so singt einem Patrioten kein Dichter in diesem Tone fremd." Er fühlt sich als Patriot mit den Barden ebenso dann eines Herzens und Sinnes, wenn diese über die Verweichlichung und den sittlichen Verfall des deutschen Volkes zürnen und klagen; er theilt ihr Bedauern über deu Verlust der dichterischen Denkmäler aus der Bardenzeit und die Theilnahmlosigkeit der Nation gegen die erhaltenen Schätze altdeutscher Dichtung. Goethe gehörte zu den wenigen Liebhabern der alten Poesie, er kannte, nach den Ephemerides, einige Minnesänger, er war nicht weniger mit dem nordisch-germanischen Sagenkreis vertraut und braucht hin und wieder in seinen Briefen [1]) Bilder und Gleichnisse aus dem Schatze germanischer Götterlehre; indeß gegen die Einimpfung der „nordischen Nomenklatur" in die deutsche Dichtung hatte er sich schon früher entschieden erklärt und er hält im Grundsatz an dieser Ablehnung noch jetzt fest. Er sagt treffend [2]): „Durch Klopstock's Oden war auch in die deutsche Dichtkunst nicht sowohl die nordische Mythologie, als vielmehr die Nomenklatur ihrer Gottheiten eingeleitet." Es war eben ein mühsam heraufgeholter Apparat, der die leichten Flügel der Muse am Aufschwingen verhinderte, eine Zumuthung der Gelehrten an die Laien, aber nun und nimmer eine nationale Sache. Wir danken es der unbeirrten geistigen Gesundheit Goethe's, daß er alle diese Dinge, „so sehr er sie werth hielt und wie herrlich auch sie seine Entbildungskraft anregten", nicht in den Kreis seines Dichtungsvermögens aufnahm. Wie schon erwähnt, hatte er in Leipzig bereits auf die ganze decorative Herrlichkeit des Olymps verzichtet und sich von da an bemüht, seine Menschen von ihren eigenen Empfindungen und Kräften bewegen zu lassen; er ließ damals wie er selbst sagt, „Götter" überhaupt nicht viel auftreten, weil sie ihm noch außerhalb der Natur, die er nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz hatten." „Was hätte mich", so vertheidigt er sich, „nun gar bewegen sollen, Wodan für Jupiter und Thor für Mars zu setzen und statt der südlichen, genau umschriebenen Figuren Nebelbilder, ja bloße Wortklänge in meinen Dichtungen einzuführen?" War nun auch Goethe während der in Rede stehenden Zeit noch nicht von der Klarheit

1) Recension XXVII., 29 S. 60. Brief an J. Fahlmer, Oct. 74. Brief an Jacobi, 26. Decbr. 1796 in „Goethe's Br. an Fr. Jacobi, herausg. von Max Jacobi.

2) D. u. W. III., 12; 22, 85 flg.

und bestimmten Formenschönheit der Antike so gesättigt und durchdrungen, wie am Ende des Jahrhunderts, so vermochte er es doch schon jetzt, bei der starken Wahrheitsliebe gegen sich selbst nnd der unüberwindlichen Abneigung gegen alles Gemachte, Gezwungene, nicht über sich zu gewinnen, auch nicht um den Preis, ein Barde zu heißen, die „kunstwidrigen Gespenster" aus dem germanischen Dichterhimmel zu sich einzulassen. Dieser Widerwille wird keinem billig Denkenden anstößig sein, auch wenn man gar nicht aus dem geringen Erfolg der Bestrebungen der Barden auf ihre geringe Deutschthümlichkeit schließen will. — Bei weitem auffallender ist des jungen deutschen Dichters damalige Gesinnung über Vaterland im politischen Sinne, über Vaterlandsliebe. Wollen wir in dieser Beziehung Goethen nur einigermaßen gerecht werden, so ist ein kurzer Blick auf die allgemeine diesbetreffende Gesinnung seiner Zeit nicht zu umgehen. „Niemals", bemerkt v. Loeper zu diesem Abschnitt, „hat in Deutschland einer Zeit so das Staatsgefühl gemangelt wie im vorigen Jahrhundert [1])." Berüchtigt ist jener Brief des Malers Heinrich Füßli aus Rom an Lavater [2]). Füßli war ein Landsmann und Freund Bodmers, selbst ein Kenner des deutschen Alterthums und begeisterter Verehrer desselben, auch ein eifriger Bürger der deutschen Nation, die nur leider nirgends als im Geiste vorhanden war. Dieser damals hoch angesehene Künstler schreibt zunächst von Klopstocks teutonischer Mythologie sehr wenig entzückt: „hole sie der Treufel", ruft er aus — „es wäre mir bei Gott ebenso leicht, der Synagoge den Talmud zu erklären als die glasorischen Locken der Einherion und Filea auseinanderzulesen." — Und weiterhin durfte er sagen, ohne daß ein Deutscher hätte widersprechen können: „Bürger, Vaterland, Freiheit, wenn er (Klopstock) zum wenigsten ein Schweizer wäre — aber wo ist das Vaterland eines Deutschen? Ein Franzose (fluch ihm!) hat mehr Recht, sein Land zu vatern als ein Quedlinburger, Osnabrücker oder was sonst noch für aufgeblasenes Krötengeheck von Rügen bis Ulm kriecht. Freiheit, Gott! Freiheit von dem S c h m e i c h l e r C h r i s t i a n s!" Auch gerechtere, besonnenere Stimmen konnten nicht viel anders urtheilen. Möser schreibt 1780 [3]): „Wir (Deutschen) haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, was wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. F ü r d i e E r h a l t u n g d e s d e u t s c h e n R e i c h s s y s t e m s s t ü r z t s i c h b e i u n s k e i n C u r t i u s i n d e n A b g r u n d." Wenn er sich fragte [4]), worin denn der Nationalgeist bestehe, so kam er zu demselben Ergebniß wie Schiller, er fand ihn „in dem C o m p l e x von den Eigenthümlichkeiten, die uns von anderen Nationen unterscheiden", aber

---

1) D. u. W. III., 12; 22 S. 328 Nr. 458.

2) Brief vom März 1775, bei K. W a g n e r a. a. O. I. S. 59.

3) In: Ueber die deutsche Sprache und Literatur. Schreiben an einen Freund. Jetzt in: Sämmtliche Werke herausg von Abeken. 2. Ausg. IX., 136.

4) In der Recension über v. M o s e r's „Vom deutschen Nationalgeist", a. a. O. IX., 244.

leider fehlte eben die wichtigste Eigenthümlichkeit, die Einigkeit! So konnte Herder, der bitter über Deutschlands Zerklüftung klagen mußte [1]), dennoch über Klopstocks Vaterland schreiben [2]): „Vaterland sieht man, ist dem armen Mann nach dem Tode seiner Cidli erst in den Sinn gekommen" und „der arme Mann hat sich ein Phantom vom Vaterland gemacht, da Cidli ihm weg ist, das besingt er nun mit Klang und Harmonie." Beschämend lautet dagegen das Wort seiner Braut: „Ach leider! daß unser Vaterland nur Phantom und Schatten unserer Väter ist! Zumal für Männer und für einen Mann, wie Du, o Herder bist — Ach, da muß man sich verborgenes Vaterland schaffen." Nur zu sehr der Wahrheit gemäß war das Wort des Abbé Raynal [3]): „Ihr Deutschen wißt nicht genug, was ihr seid."

Goethe, wie wir sahen, kannte den nationalen Stolz, die Worte, „Vaterland", „Patriot" sind ihm kein leerer Schall, und in Straßburg hatte er mit Genugthuung wahrgenommen [4]), daß der Siegesruhm Friedrichs II. der Polarstern sei, um den die Geschicke Europas sich drehten. — Er fand bald Gelegenheit, sich öffentlich über seine Ansichten auszusprechen und zwar in der Recension [5]) der Schrift „Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. von Sonnenfels." Es ist schon eine üble Sache, so äußert er sich, wenn man eine solche Frage stellen muß: „Haben wir ein Vaterland? Doch ist ja die unzufriedene Uebersichtigkeit der Menschen dafür bekannt, daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen." Wenn Füßli in bitterem Spotte den Deutschen fragen durfte, welches von den zahllosen Städtchen und Fleckchen sein Vaterland sei, wenn Klopstock im altgermanischen Gewand der Dicht- und Denkweise den wahren Beweis vaterländischer Gesinnung fand — wie soll es uns Wunder nehmen, wenn Goethe von den „ewig mißverstandenen Klagen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus" zu sprechen vermag und folgende oberflächliche Erwiderung findet: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staate und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpuncten das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? Solch' ein Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! wir

1) In seiner Ode: Germania, „Deutschland, schlummerst Du noch?"
2) Brief an Merck, Juli 1771, K. Wagner I. S. 26. Brief an Caroline Flachsland, Novbr. 1771; Aus Herder's Nachlaß III. S. 142. Deren Antwort vom Novbr. 71 und 6. Decbr. 71 ebenda.
3) So schreibt Graf Herzberg an Möser, 1. Juni 1782, bei Uebersendung dreier zur Hebung des Nationalgeistes gehaltener Reden, a. a. O.
4) D. u. W. III., 11; 22, 35.
5) 29 Nr. X. S. 26 flg.

würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drinnen zu liegen." — Wie traurig, aber auch wie wahr! Wo sollte man wohl damals Beispiele von Römerpatriotismus wahrnehmen! Der siebenjährige Krieg hatte zwar Heldenthaten gebracht, und die tüchtigsten Generale wie der siegreiche König selbst waren oft genug mit allen möglichen Helden von Rom und Hellas verglichen worden — aber von einer patriotischen Armee wußte Niemand etwas, Söldnerheere schlugen die Schlachten, wie sie befehligt wurden; für wen, gegen wen, das mußte diesen buntzusammengewürfelten Heeren gleichgültig bleiben, deren höhere Empfindungen im Personencultus gipfelten. Was ließe sich denn ferner auf Goethe's Frage antworten [1]): „wo denn nun hin mit jenem (durch Friedrichs Siege) erregten kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen und welche Wirkung hervorbringen?" Es muß ihm wohl zugestanden werden, daß die Zeit nationalen Heldenthums noch nicht gekommen war, daß in der That der gesunde Patriotismus nur darin bestehen konnte, „daß Jeder vor seiner Thüre kehre, seines Amts warte, auch seine Lection lerne, damit es wohl im Hause stehe." Dabei ahnte Goethe doch im Grunde, was zum wahrhaften Patriotismus gehöre. Wenn er beinahe bitter sagt [2]): „Nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volkes bestimmen Nation — so haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigene Geschlechter" — so heißt das wohl nichts Anderes, als was Schiller unter Nationalgeist versteht [3]): „Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet." Das „Familiengefühl, dieser Hauptstamm, auf den Alles ankommt" [4]) — das ist doch nichts Anderes als „Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einer Familie?" — dies war allerdings in Deutschland noch nicht wieder wach geworden, und Herder sang vor tauben Ohren:

„Wirf die lähmende Deutschheit
Weg und sei ein Germanien!"

Alle mehr oder minder geglückten Bemühungen, dem deutschredenden Volke ein allen gemeinsames deutsches Gefühl oder wenigstens deutschen Geschmack zu geben, sollte das im nächsten Jahre 1773 erscheinende Schauspiel Goethe's „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" weit hinter sich lassen. Hatte vorher selbst Klopstock nur in bestimmten Kreisen und Bezirken Leser und Verehrer gefunden, Götz von Berlichingen zog siegreich in alle Gaue des deutschen Landes, in diesem Helden fanden alle Stämme ihr Ideal verkörpert. Das beinahe krankhafte Gerechtigkeitsgefühl, das das Unrecht auch um den Preis neuen Unrechts

1) D. u. W. III., 12; 22, 84 flg.
2) a. a. O. 29, I. S. 27.
3) In dem Aufsatz: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet", 1784.
4) a. a. O. 29, X. S. 28.

verfolgt, das lebendige Freiheitsbewußtsein, welches den biedern Götz bis zum Tode beseelt, und endlich der kecke, naturwüchsige Ton, der aller und jeder Regel mit genialer Anmuth spottete — dies war der Zauber, der in alle Herzen drang, alle verwandten Saiten zum Einklang rührte und mit einem Schlage die Augen der Nation auf Goethe lenkte. Aus diesem Beifall erhellte aber zugleich, daß die Deutschen thatsächlich für die nationalen Ideen, welche wir heutzutage als die vornehmsten zu betrachten gewöhnt sind, noch gar kein Verständniß besaßen. Während doch Götz der Vertreter des allmächtigen Kaiserthums im Kampfe der Zeitströmungen genannt werden darf, der Kaiser selbst wiederholt über die Unbotmäßigkeit und Untreue der Fürsten sich beklagt und ihm poetisch Recht gegeben wird, so machte gerade in Berlin Götz von Berlichingen das größte Glück[1]), wo man doch kaum die Folgen des Kampfes gegen Kaiser und Reich schon vergessen haben konnte. Die Berliner betrachteten eben jenes im Schauspiel sich offenbarende Grundübel ihres Kaiserreichs ganz unbefangen als rein historisch; das Bewußtsein vom Kaiserthum war ihnen entschwunden. Die zweite Bearbeitung des Götz zeigt gegen die erste von 1771 wesentlich zwei Unterschiede: Milderung der Sprache und größere Einheit. Was in beiden an Zeugnissen deutscher Gesinnung Goethen eigenthümlich ist, was seiner Quelle angehört, konnten wir nicht ermitteln, da uns letztere nicht zu Gebote stand, aber ohne Bedenken dürfen wir behaupten, daß Züge, wie die Uebersetzung des Namens Oelmann in Olearius, der Haß des deutschen Volkes gegen das römische Recht und die Juristen, oder die Klage Götzens über das deutsche Reich[2]), „den so krüppeligen Körper," seine begeisterte Schilderung eines ewigen inneren Friedens im Reiche, dessen Grenzen allein vor „den Türken und Franzosen" zu schützen sein würden, daß, behaupten wir, jener nationale Zorn, diese nationalen Wünsche einen lauten Widerhall in Goethe's Herzen fanden.

Auf das deutsche Publikum machte jedenfalls das Lob der Freiheit, obendrein aus dem Munde eines Edlen und Herren, dessen Theilnahme am Aufstand der Bauern, deren gerechte Forderungen er im Innern doch gut heißen muß, und vor allem die Wucht der Sprache einen ungleich tieferen Eindruck. Die Flüche Metzler's, freilich in B gemildert, und die Entzückungen Franzens sind wenig von der übertriebenen Sprache der Räuber und genuesischen Verschwörer entfernt und haben Schiller's Ausdrucksweise ohne Zweifel beeinflußt. Das größte, dauernde Verdienst des Götz von Berlichingen bestand darin, daß er der französischen Herrschaft auf der deutschen Bühne, wenigstens für die Tragödie und Schauspiel ein Ende machte, oder um Schiller's Worte zu gebrauchen[3]):

1) Zuerst von der Koch'schen Truppe 1774, 12. April, dann in kurzen Zwischenräumen 17 Mal aufgeführt, vergl. Joh. Val. Teichmann, liter. Nachlaß, herausg. von Fr. Dingelstedt, Stuttgart, 1863 S. 21.

2) Beide Bearb. A. und B. III., Saal

3) Ueber das gegenwärtige deutsche Theater. Aus dem württemb. Repertorium der Literatur 1782.

„Goethe jagte die Schleichhändler des Geschmacks über den Rhein zurück.“ Alle, die sich als Deutsche fühlten, fanden in dem neuen Schauspiel ihren Einigungspunct, in dem Dichter aber einen gewaltigen Kampfgenossen. Klopstock äußerte später, wo er sehr übel auf Goethe zu sprechen war, „Götze war seit langer Zeit das erste deutsche Schauspiel, das ich ganz durchlas.[1]“ Voß, ein Hainbündler, setzte Goethen neben Shakespeare und Klopstock in den Versen[2]).

Freier Goethe, Du darfst die goldne Fessel,
Aus des Griechen Gesang geschmiedet, höhnen!
Shakespeare durft' es und Klopstock,
Söhne, gleich ihm, der Natur!

Der ganze Hainbund und mit ihm Klopstock zählten Goethen von nun an zu den Ihrigen. Nach einem Briefe von Voß[3]) an einen unbekannten Empfänger unter dem 6. März 1774 und einem vom 2. April wollte Klopstock dem Bunde beitreten und „alsdann will er Gerstenberg, Schönborn (in Algier), Goethe und einige andere, die deutsch sind, einladen; und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sclaverei aufzuhalten suchen.“ Goethe war diesen Gesinnungen nicht fremd, auch er fühlte sich eins mit den jungen Dichtern im Norden, denen ihr Poetenberuf so ernst war. An Bürger sendet er am 12. Febr. 1874[4]) die zweite Auflage des Götz und fügt hinzu: „Ich thue mir was drauf zu gute, dass ich's binn der die Papierne Scheidewand zwischen uns einschlägt. Unsere Stimmen sind sich oft begegnet und unsere Herzen auch. — Sollten die sich nicht anfassen deren Weeg mit einander geht?“ Auch Klopstock suchte Goethe näher zu treten[5]), „zu dessen Grab er wallfahrten würde, wenn er ihn nicht als Lebenden anreden dürfe, den er zu glauben bittet, mit welch' wahrem Gefühl seine Seele an ihm hänge.“ Der alte Möser urtheilte also ganz in Goethe's Sinne, wenn er Klopstock und Bürger mit diesem als Vertreter der deutschen Richtung zusammenstellte. Bürger anerkannte die deutsche Gesinnung im Götz am freudigsten[6]): er schreibt an Boie: „Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken entdecken? Den kann man doch noch den deutschen Shakespeare nennen. — Welch' ein durchaus deutscher Stoff! Edel und frei wie sein Held tritt der Verfasser den elenden Regelncodex unter die Füße.“ — Auch Claudius[7], im Wandsbecker Boden vom 2. Juni 1772 betont den vaterländischen Grund und Boden, aus dem der Stoff hergenommen sei. Um wie viel mehr konnten Herder

1) Brief an Herder 27. Novbr. 1799 (Aus Herder's Nachlaß I.).
2) Nach v. Loeper in D. u. W. III., 13; S. 372 Nr. 496.
3) Briefe an J. H. Voß, Theil I. S. 150 und 160.
4) Der junge Goethe III. S. 8.
5) ebenda S. 20.
6) Brief vom 8. Juli 1773, nach v. Loeper D. u. W. 22 Nr. 496.
7) ebenda.

und Merck diese erste nationale Großthat ihres jungen Freundes würdigen: Herder, dem sie himmlische Freudenstunden gemacht [1]), der ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin fand," er rief dem Dichter zu [2]), in Erinnerung an den gemeinsamen Aufenthalt in Straßburg, „wo Du noch den süßen und Deiner würdigen Traum haben kannst, sein (Shakespeares) Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen. Ich beneide Dir den Traum und Dein edles deutsches Wirken, laß' nicht nach, bis der Kranz dort oben hange." Goethe's edles deutsches Wirken sollte ihm auch die warme Zuneigung Möser's einbringen, der vielleicht am klarsten erkannte und am bestimmtesten bezeichnete, was mit dem „Götz von Berlichingen" erreicht war. In seiner Entgegnung [3]) auf Friedrich's II. Büchlein über die deutsche Literatur nahm er sich des „edlen und schönen Produktes des deutschen Bodens" lebhaft an und entwickelte darin, „Goethens Absicht sei gewiß gewesen, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem National-Leben unsrer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären." Was vollends die Sprache anbelange, so habe Goethe durch die Einführung von veteres ac urbani sales und veteris leporis vestigia die deutsche Sprache verhindert, reine Buchsprache zu werden." Diese Vertheidigung des „alten Patriarchen" erschien zwar erst 1780, aber mittlerweile hatte sich schon ein Band des gegenseitigen Verständnisses um ihn und Goethe geschlungen. Zwei echt deutsche Männer, die sich in der gemeinsamen Liebe zum Vaterlande gefunden und nunmehr, fern von jedem vergeblichen, empfindsamen Jammer über den unabänderlichen politischen Verfall, sich eins fühlen in dem Bestreben, den Kern, das Gemüth und den Geist der Nation zu sichern, zu bessern und für die Tage künftiger neuer Erhebung vorzubereiten. Die überzeugende Darstellung Möser's, daß das Kleinstaatenwesen „zur Ausbreitung der Kultur im Einzelnen außerordentlich beigetragen," mußte „jedem Deutschen interessant sein," am meisten hatte sie dem patriotischen Herzen Goethe's wohlgethan [4]), der noch nach mehr als 30 Jahren mit liebevoller Sorgfalt diesen Gedanken Möser's verfolgt und mit Freuden bestätigt, daß aus der am deutschen Reiche so oft beklagten Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht ein so höchst erwünschtes Gute hervorgegangen sei. Die Aufsätze „dieses unvergleichlichen Mannes" waren ihm zuerst durch

1) Brief an Carol. Flachsland Juli 1772, Aus Herder's Nachlaß III. S. 302.

2) In dem Heftchen „Von deutscher Art und Kunst", nach v. Loeper, 21, S. 394 Nr. 362.

3) In „Ueber deutsche Sprache und Literatur". Sämmtl. Werke IX., 4 S. 141, 143, 154.

4) D. u. W. III., 14; 22, 185.

Herder[1]) mitgetheilt worden und traten ihm 1774 wieder entgegen, in welchem Jahre sie von Möser's Tochter, Frau von Voigts, gesammelt herausgegeben wurden. Obwohl dieser Dame nicht bekannt, konnte es sich doch Goethe nicht versagen, ihr seinen großen, überaus herzlichen Dank für die schöne Gabe an die Nation schriftlich[2]) zu versichern. Am 28. Decbr. 74 schreibt er ihr: „Ich trage sie (die Schrift) mit mir herum, wann, wo ich sie aufschlage, wird mirs ganz wohl, und hunderterley Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele."

Allein von diesen Entwürfen, ohne Zweifel zu Dichtungen nationalen Gehaltes, ist keine Spur erhalten. Möser bewahrte dem jungen Gesinnungsgenossen sein Zutrauen und seine Neigung bis in die Weimarer Jahre hinein, wo so Viele an Goethe irre wurden; seine Vertheidigung desselben gegen Friederich II. sollte dem Schützling[3]) „als ein Merkmal seiner wahren Hochachtung gefallen" und Frau von Voigts mußte ihm versichern: „wenn Möser und seine Tochter jemals nach Weimar hinkommen, so geschiehts, um Sie kennen zu lernen, und um kein ander Ding in der Welt." Von Angesicht zu Angesicht sollte Möser Goethen nicht sehen, aber dieser verfehlte nicht, sich dem alten Patrioten wenigstens im Bilde vorzustellen, das 1782 in dessen Besitz sich befindet.

Obgleich, wie Goethe's Mutter behauptete, es diesem nicht eingefallen war, seinen Götz für die Aufführung zu bestimmen, so gehörte doch ohne Zweifel das deutsche Theater in hervorragender Weise zu den reformbedürftigen Einrichtungen, denen die jungen Reformatoren überhaupt und Göthe insbesondere ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Schon in Straßburg war man dafür thätig gewesen, Lenz hatte eine Verdeutschung der Lustspiele des Plautus unternommen und dem Freunde zur Begutachtung zugesendet: dieser giebt den Regisseur ab, macht sie, so zu sagen, bühnenfähig. Wichtig ist hierfür ein Brief an Salzmann[4]), der mit Klagen über die seit Verbannung des Hanswurst eingerissene „Sittlichkeit und lange Weile" des deutschen Theaters anhebt; denn, fährt Goethe fort: „an jeux d'esprit, die bei den Franzosen Zoten und Possen ersetzen, haben wir keinen Sinn, unsere Societät und Charakter bieten auch keine Modele dazu, also ennuyiren wir uns regelmäßig und willkommen wird jeder sein, der eine Munterkeit, eine Bewegung auf's Theater bringt." Diese Erlösung ist zum Theil auch von Lenzens Lustspielen zu erwarten, der junge Dichter schlägt nur einige Veränderungen vor, und diese verrathen eine erstaunliche Kenntniß sowohl des Publikums als auch des Werthes von „Theaterglanz, Caricatur und Action" für die Aufnahme eines Stücks. Wahrscheinlich verschaffte

---

1) ebenda III., 13; 22, 139 (so trotz dem Briefe an Frau v. Voigts, 28. Dec. 1774).
2) D. j. G. III. S. 57.
3) Brief der Frau v. V. an Goethe ohne Datum, Goethe's Antwort unterm 21. Juni 1781, vergl. Werke IX.
4) Brief vom 6. März 1773, D. j. G. I. S. 351.

ihm diese, von Leipzig sich herschreibende Erfahrenheit in Theaterfragen die Recension der hier einschlagenden Bücher in den Frankfurter gelehrten Anzeigen. Eine seiner ersten Recensionen beschäftigt sich mit dem Buche[1]): „Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königlichen Theatern zu Wien, I. Band." Die Kritik ist vernichtend, denn alle fünf darin enthaltenen „Drama oder Schauspiele oder Lustspiele oder Trauerspiele — die Verfasser wissen so wenig als wir, was sie daraus machen sollen", sind noch ganz im Sinne des französischen Theaters, also durchaus dem neuen Geist entgegen in der „Wiener Manufactur" fabricirt. Den alten Haß gegen den bitter bekämpften französischen Ungeschmack athmen die Schlußworte der Recension: „Von dieser Sammlung soll nächstens der zweite Theil nachfolgen, denn seitdem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer französischen Kupplerin mit dem Nonsens Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche!" Ein wenig getroster lautet eine zweite Recension[2]) vom Jahre 1773 über den „Wiener Theatralalmanach." Zunächst weist er zu große Ansprüche an das Repertoire zurück: „Für die Philosophen Bühnen zu unterhalten, die nur Stücke von Shakespeare, Ugolinos und Hermannsschlachten u. s. w. aufgeführt wissen wollen — möchte vor dem Jahre 2440 unthunlich sein. Wir wollen zufrieden sein, wenn wir nur unmerklich vorwärts gegangen sind." Geduld und kleinlichste Sorgfalt werden allmählig eine Besserung herbeiführen; deshalb fordert er alle theilnehmenden, ernsten Theaterfreunde auf: „Laßt uns jede, auch die unerheblichste Nachricht vom Zustande der deutschen Bühne — über den sogar ein Universalalmanach zu wünschen wäre — aus Patriotismus nicht verachten." Mit Freude und Genugthuung verzeichnet er sodann die Thatsache, „daß die französischen Schauspieler (von Wien) endlich ganz fortgeschickt werden", wonach doch der Sieg des deutschen Schauspiels gesichert erscheint, wenngleich leider noch immer „nur dreimal deutsches Schauspiel und dreimal opera buffa ist!" Wie weitgehend die Plane Goethe's für das Theater gewesen sind, werden wir am besten aus Wilhelm Meisters Lehrjahren erkennen, jetzt bleiben wir noch einen Augenblick bei dem Kampfe für deutsche Art und deutsche Kunst. Dieser ward nicht allein mit dem schweren Geschütz der ernsten Prosa geführt, auch das Kleingewehrfeuer des dichterischen Humors und der Satire wurde auf die Gegner gerichtet, und deren vornehmster war der Proscribirte des Hainbundes, Wieland. Nirgends wird Goethe's Abfall von allem Roccocco und und Zopfwesen und seine Bekehrung zu gesunder derber deutscher Natur offenbarer, als aus seinem Verhältniß zu dem Dichter der „Musarion." Noch 1770 hatte er diesen als „seinen echten Lehrer"[3]) anerkannt, hatte von ihm gelernt, wie er vorwärts schreiten solle und könne — und jetzt

1) 29 Nr. VIII. S. 23.

2) 29 Nr. XXXIV. S. 81.

3) Brief an Reich in Leipzig, 20. Febr. in „Briefe an Lavater". Aus den Jahren 1774—1783, herausgegeben von H. Hirzel 1833.

in dieser Zeit des Sturmes und Dranges fällt er unbarmherzig über den Zögling der Franzosen her. Die Milde seines Urtheils in der Recension über „Gedanken über eine alte Aufschrift" von Wieland kam nur auf Rechnung der verantwortlichen Herausgeber der Anzeigen, die es natürlich mit einer so angesehenen Persönlichkeit nicht verderben konnten; wie Goethe dachte, zeigte er in seiner Farce „Götter, Helden und Wieland [1])." Es galt der kläglichen, schlotterigen antiken Welt, wie sie Wieland in seiner Alceste und den an Jacobi gerichteten „fünf Briefen" vor das deutsche Publikum geschleppt hatte: „ich turlupinire ihn", schrieb [2]) der Spötter an Schönborn, „auf eine garstige Weise über seine Mattherzigkeit in der Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt." Dem lebensvollen feurigen Schöpfer des Götz mußten freilich Wielands Admet und Alceste als „abgeschmackte, gezierte, hagere, blasse Püppchen" erscheinen. Die ganze kräftige Natur Goethe's, sein ganzes Gerechtigkeitsgefühl war durch die seichte Scheinpoesie und die selbstgefällige Ueberhebung über Euripides, den er immer hochgehalten hat, tief aufgeregt und empört. Noch 1774 [3]) räth der Erzürnte der guten „Tante" Fahlmer ganz in der Kraftsprache seines Götz: „Es wäre am besten, wenn Sie ohne weiter zu brummen und zu mutzen ihm (Wielanden) einen Tritt vorn H — — — gäben und sagten: schert euch zum Teufel, ich habe nichts gemeines mehr mit euch." Wielands mißliebige Kritik über den Götz von Berlichingen im Merkur schien zu bestätigen, daß er den jungen deutschen Bestrebungen feindlich gegenüberstand und Goethe erklärte deshalb [4]): „Wieland ist und bleibt ein — — — kerl; — ewige Feindschaft sey zwischen meinem Saamen und ihrem Saamen."

Ganz aus derselben Abneigung gegen alle Halbheit, alles Verdünnen und Verwässern tüchtiger Charaktere ist der [5]) „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes" hervorgegangen.

Das Jahr 1774 ist das an dichterischen Schöpfungen reichste in der ganzen langen Lebenszeit Goethe's. „Werthers Leiden", nächst dem Faust seine berühmteste gefeiertste Dichtung steht obenan; Cäsar, Clavigo, Stella, Mahomet, der ewige Jude, Prometheus und Faust — man sieht, Deutschland ist schon für den jungen Helden zu klein, er schweift auf dem Zaubermantel der Phantasie durch die ganze alte Welt, von Spanien bis in den Orient, von der unmittelbarsten Gegenwart bis in die dunkle Zeit der ältesten Mythen des hellenischen Volkes. Allein am Faust, der ja doch alle seine Mitgeschöpfe weit überragen sollte, zieht er einen Deutschen heran mit allen Fehlern und allen Vorzügen dieser Nation ausgestattet, im Faust gründet er dem deutschen Geist und Ge-

1) 8, S. 253.
2) Brief vom 1. Juni 1774 (D. j. G. III., 21).
3) Brief vom 12. März 74 (D. j. G. III. S. 12).
4) Brief an J. Fahlmer, März 1775 (D. j. G. III., 68).
5) 8, 245.

müth ein Nationaldenkmal, wie es fester und großartiger nicht gedacht werden kann, durch den Faust giebt er seinem Volke einen Ehrenplatz unter den vornehmsten Dichtervölkern aller Zeiten.

Auch die Bekanntschaft mit Klopstock bringt ihm das Jahr 1774, der den gesunden frischen Zug, der durch die Geister weht, auch den Körpern mitzutheilen weiß, indem er zum Schrittschuhlauf anregte. Lavater, Basedow suchen den berühmten Dichter des Götz auf, dieser schließt einen Freundschaftsbund mit Fritz Jacobi, in vollen Zügen genießt er seinen Ruhm und den Genuß des Umgangs mit geistreichen Menschen. Spinoza wird ihm vertrauter, und dessen Ethik hat mehr als irgend ein anderer Einfluß Ruhe und Frieden in das Chaos von Leiden und Freuden, Gedanken und Empfindungen gebracht, welches in des Dichters Brust wogte und nach Gestaltung rang. Nur ein Gewinn aus Spinoza ist für unsere Betrachtung merkwürdig, da er allein Goethe's Verhalten in Zeiten der Trübsal erklärt: es ist der Widerstand gegen die Trauer. Wenige Sterbliche sind mit einer so ungemeinen Empfindungsfähigkeit begabt gewesen, wenige haben so tapfer gegen Trauer und Leid kämpfen müssen und können, wie der Dichter des Werther. Zwei Sätze des Amsterdamer Weisen haben ihm als Grundlage seiner Lebensweisheit gedient [1]) dieser: „Unter Fröhlichkeit werde, ich späterhin den leidenden Zustand verstehen, wo die Seele zu größerer Vollkommenheit übergeht, und unter Traurigkeit den, wo sie zu einer geringeren Vollkommenheit übergeht" und der folgende Lehrsatz: „Alles was nach unserer Vorstellung zur Fröhlichkeit führt, streben wir zu unterstützen, daß es sich verwirkliche; was aber nach unserer Vorstellung diesem widerstrebt und zur Traurigkeit führt, das streben wir zu entfernen oder zu zerstören." Lediglich der Selbsterhaltungstrieb war es, der nachmals eine scheinbare Kälte gegen äußere Einflüsse in Goethe's Herzen erzeugte. Diesen Schutz besaß er freilich in diesen jungen Jahren noch in sehr unvollkommener Weise. Seinen Werther schrieb er mit dem Herzblute; um ihn vollenden zu können zog er sich von dem unruhigen Treiben seiner Freunde zurück. Merck schreibt [2]) diese Eigenheit, die ihm später oft genug übel ausgelegt worden ist, an seine Frau: „il se détache de tous ses amis et n'existe que dans les compositions, quil prépare pour le public." Die Zurückgezogenheit lohnte sich aber, die Leiden des jungen Werthers machten Goethen zum Liebling der Nation und erhoben ihn zu einer europäischen Berühmtheit. Der Werther ward insofern eine nationale That, indem er die deutsche Literatur auch unter den Laien fremder Völker mit einem Schlag in hohe Achtung setzte, und [3]) „es ward auch politisch bedeutsam, daß doch einmal in diesem zerrissenen Volke ein Dichter einen unwiderstehlichen,

---

1) Spinoza, Ethik, übers. u. s. w. von J. H. v. Kirchmann, III. Aufl., 1877. — III. „Von den Affecten", Lehrsatz 11, Erklärung.

2) Brief vom 14. Febr. 1774.

3) Dies hebt v. Treitschke hervor, a. a. O. S. 99.

allgemeinen Erfolg errang und Alles was jung war in schöner Begeisterung sich zusammenfand." Allerdings mischten sich auch schon die ersten bittern Tropfen in den Kelch des Ruhmes und der Verehrung, Nicolais „Freuden des jungen Werther", von Lessing, Möser und Merck[1]) nicht gemißbilligt, reizten den ruhmberauschten Dichter aufs heftigste und Nicolai bereute es nachher schmerzlich, den jungen Löwen[2]) gereizt zu haben. Die gleichzeitigen Gedichte Goethes sind ganz im Tone des edlen deutschen Volksliedes gehalten, der schönste Ausdruck deutscher Gemüthstiefe und jugendlichen Feuers; der König in Thule ist am volksthümlichsten geworden. Auf den durch und durch deutschen Stoff des Werther folgt unmittelbar der französisch-spanische des Clavigo, den Merck mit Stella zusammen[3]) „Nebenstunden" nannte und Nicolai als „schon wieder einen Schritt abwärts" bezeichnete. Von den deutschen Stoffen ist wenig die Rede, es fehlt doch die zu größeren Schöpfungen nöthige Sammlung, sind doch auch Cäsar und Mahomet nicht vollendet, von letzterem wie von Prometheus nur karge Bruchstücke erhalten.

Am Ende des Jahres 1774 macht Goethe die folgenschwerste Bekanntschaft seines Lebens. Mit ihren Hofmeistern kommen Carl August und Constantin von Sachsen-Weimar nach Frankfurt; Goethe wird zu ihnen geladen und nicht sowohl sein Geist, als seine genaue Kenntniß der Patriotischen Phantasien gewinnt die Neigung des jungen Fürsten Carl August, der mit Recht daran erkennen mochte, daß sich der hochfliegende Dichter ein warmes Herz für das Vaterlaud, dem er entstammte, bewahrt hatte. Die mannichfachen Besuche, noch mehr die wenig beruhigende Liebe zu Elisabeth Schönemann halten auch 1775 den Dichter von größeren Schöpfungen ab, dafür findet er Muse am Faust zu arbeiten, in welchem er zuerst den von Ramler und Klopstock verworfenen, schlichten deutschen gereimten Doppelvers wieder zu Ehren bringt und ihm seine größte Vielseitigkeit und Beweglichkeit verleiht[4]). Schon früher, „zu poetischen Episteln, Parabeln, Invectiven aller Formen" war ihm und seinen Freunden diese Art des Rhythmus bequem gewesen, Hans Sachs, „der wirklich meisterliche Dichter", hatte ihn für den „leichten, sich willig darbietenden Reim" gewonnen. Die von Klopstock und Lessing zuerst für Theaterstücke angewandte Prosa erschien ihm dagegen für Bühnendichtungen zweckmäßig genug; wie er dies schon im Götz gethan, bediente er sich der ungebundenen Rede auch in den beiden Singspielen Erwin und Elmire und Klaudine von Villa bella, diesen, des Gottfried von Berlichingen in deutscher Gesinnung und kerniger Sprache nicht ganz unwürdigen, schlichten Verwandten.

---

1) Merck an Nicolai 1775, 6. März; K. Wagner III. Möser an Nicolai 1775, 20. Febr. und 10. Decbr. a. a. O.

2) Aus zahlreichen Briefen an Höpfner in Gießen ersichtlich, 1775, 13. April, 26. Mai u. s. f., letzter 1779, 6. Mai und an Merck 75, 6. Mai.

3) Merk an Nicolai 1776, 9. Januar.

4) D. u. W. IV., 18; 23, 50. 51.

Das Singspiel nimmt in Goethe's Entwickelung eine bedeutendere Stellung ein, als man gemeiniglich annimmt. Er hatte, ähnlich wie späterhin Schiller, bei seiner beabsichtigten Verbesserung, richtiger Neuschöpfung deutschen Geschmacks seine größte Zuversicht und Hoffnung auf die Wirkung durch das Theater gesetzt. Nun wußte er, wie wir sahen[1]), recht wohl, daß kein Theater in der Welt allein mit dramatischen Meisterwerken unterhalten werden kann, daß auch der idealst gesinnte Theaterdirector auf jenen Bruchtheil der Zuschauer rechnen muß, welcher nur unterhalten sein will. Für diesen war heute wie damals die Oper, das Singspiel der Liebling. Mit seltener Geduld hat Goethe gerade an der Verbesserung und Neugestaltung dieses Günstlings des Publikums gearbeitet, bis über die italienische Reise hinaus ist er bemüht, die rechte Technik, volle Singfähigkeit bei verständigem Text, zu erreichen. Erwin und Elmire. Ein Schauspiel mit Gesang[2]) ist der erste größere Versuch. Abgesehen von der natürlichen kräftigen Sprache zeigt sich die lebendige deutsche Gesinnung des Dichters und die Allgemeinheit seines Kampfes gegen alles fremdländische, besonders französische Wesen in der langen Auseinandersetzung von Elmiren's Mutter über Erziehung. Olympia, die echte deutsche Hausfrau hat nach des Gatten Wunsche ein „kleines Meerwunder" aus der Tochter erziehen lassen müssen, vermißt aber nun schmerzlich die Gesundheit des Herzens und Fröhlichkeit des Sinnes an der „neumodisch" gebildeten Elmire. Da war die gute, alte Art der Erziehung eine andere, klagt sie, diese zwängte die lebendigen, lustigen Kinder nicht frühzeitig in enge Kleidung und enge Sitte ein, ließ ihnen alle Freiheit und alle Freuden der ersten Jahre und „keine hagere Deutsch-Französin zog hinter uns her und prätendirte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun wie sie." Mit dem Muster der alten Erziehung nach deutscher Art war es Goethen Ernst, noch 1795[3]) hat es sich wenig verändert; las doch auch Lilli die Worte der Olympia und ihre moderne Bildung war es nicht am wenigsten, welche die angeborene Güte und Natürlichkeit ihres Herzens geschädigt und getrübt hatte. Das gutgemeinte Stück hat wenig Einfluß ausgeübt, nicht einmal die Bekehrung der unberechenbaren Elisabeth Schönemann vermochte es zu bewirken. Klaudine von Villa bella[4]) erinnert durch die Ungezwungenheit und Volksthümlichkeit der Sprache noch mehr an Gottfried von Berlichingen, mit Erwin hat es die Einlegung ganz nach dem Volksliede gedichteter Liedchen gemein. Gewiß nicht ohne Absicht ist die Vertheidigung des Volksliedes dem vornehmsten Herrn im Stück, dem Gonzalo in den Mund gelegt. Nachdem der sanglustige Crugantino dem alten Herrn versichert hat, „Alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge werden jetzt eifrig aufgesucht, aus allen Sprachen über-

1) 29, XXXIV. S. 81.
2) 11 S. 131 flg.
3) In den Episteln 2, XI. S. 132.
4) 11, II. S. 161.

setzt. Unsere schönen Geister beeifern sich darin um die Wette" — so erwidert dieser erfreut: „das ist doch einmal ein gescheiter Einfall von ihnen, etwas Unglaubliches, daß sie wieder zur Natur kehren; denn sonst pflegen sie immer das Gekämmte am Ende zu frisiren, das Frisirte zu kräuseln und das Gekräuselte am Ende zu verwirren, und bilden sich Wunderstreiche darauf ein." So wird keinen Augenblick außer Acht gelassen, daß die Wirkung auch tiefer gehen soll und unter der Verkleidung des lustig-tollen Singspiels werden in das Innere der Hörer pädagogische und ästhetische Lehren eingeschmuggelt.

Im Mai dieses Jahres stärkt Goethen die Gegenwart von Gesinnungsgenossen, die „sehnlich erwarteten Brüder im Geist", die Stolberge besuchen ihn in Frankfurt. Der Tyrannenhaß der jungen Grafen, hinter dem sich deren Ahnen seltsam hin und her bewegen, wird von den edlen Weinen der Frau Aja zu allgemeiner Menschenliebe umgestimmt, auf der sodann gemeinsam unternommenen Schweizerreise wird indeß die Meinungsverschiedenheit der kraftgenialen Jünglinge zu offenbar, und wie ihm Merck vorausgesagt, trennt sich Göthe in Zürich von den Freunden und gelangt mit dem Jugendgenossen Passavant bis auf den Gotthard. Zum Hinabstieg nach Italien war er schlechterdings nicht zu bewegen [1]). „Die Lombardei und Italien", sagt er selbst „lag als ein ganz Fremdes vor mir; Deutschland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlichen einheimischen Aussichten." Er fühlte sicherlich ebenso stark, daß er noch nicht gereift genug sei, um eine ganze neue, fremde Cultur auf seine noch eben erst von den Fesseln der französischen Unbildung befreite, zu deutscher Gesundheit genesene Natur ohne Schaden für die Einheit und Wahrhaftigkeit derselben einwirken zu lassen. Ueber Straßburg, wo er zum „heiligen" Erwin andächtig wallfahrt, kehrte er im Juli nach Frankfurt zurück. Hier empfängt ihn die Liebesnoth um Lilli mit neuer Qual, die in den Briefen an die Seelenfreundin Auguste von Stollberg ausgestöhnt wird. Von Dichtungen scheint nur der Faust fortgeschritten zu sein, wenigstens läßt sich aus dem langen Schreiben an „Gustchen" [2]) vom 17. September ein starker Anklang an die Scene in Auerbachs Keller nachweisen. Die politische Meinung der angetrunkenen Studenten hat man wirklich, im Ernste, Goethen selbst zuschreiben wollen, hat ihm nicht verzeihen mögen, daß er „Gott danke", wenn er nicht fürs deutsche Reich zu sorgen habe", daß er alle politischen Lieder verwerfe u. s. f. Allein man thut auch den guten Zechbrüdern Unrecht, die sich bei näherer Untersuchung als ganz brave Patrioten erweisen. In des angeklagten Brander Ablehnung eines Liedes über das deutsche Reich liegt doch alles Andere, nur keine Gleichgültigkeit; das ist nur eben ein Punct, über den er nicht gern spricht, weil es ihm die gute Laune verdirbt, weil selbst sein oberflächliches Gemüth der Jammer

1) D. u. W. IV. 19; 23, 77.

2) Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stollberg. Brockhaus 1839. Das Gleichniß mit der vergifteten Ratte wendet G. auf sich selbst an.

des verfallenden Reiches schmerzt. Noch im October ist Goethe am Faust beschäftigt [1]), zu gleicher Zeit entsteht der Egmont. Der zur Vermählung nach Darmstadt reisende, seit dem 3. September regierende Herzog Carl August hat ihm eine Einladung nach Weimar dringend ans Herz gelegt, aber vergebens wartet der Eingeladene auf die versprochene Abholung und da er bereits seine Abschiedsbesuche bei den Freunden gemacht hat, hält er sich auf den Rath des ängstlichen Vaters daheim, und diese unfreiwillige Muße kommt insbesondere dem Egmont zu statten. Da von diesem der erste Entwurf nicht erhalten, und in der vorliegenden Fassung „das studentenhafte der Manier getilgt ist" [2]), so wird eine Bestimmung dessen, was in unsere Zeit gehört, beinahe unmöglich. Nur ein Anhalt ist gegeben: Die Scene III. Aufzug Ende, wo Egmont seinem Klärchen die Doppelnatur erklärt, zu der ihn die Verhältnisse nöthigen, diese Schilderung entspricht ganz und gar, bis auf den ähnlichen Satzbau derjenigen, welche Goethe der Freundin Auguste [3]) von sich selbst macht, diese Scene würde demnach in den Anfang des Jahres 1775 fallen. Da indeß die Durchführung des Egmont nicht planmäßig vor sich ging, sondern die Hauptscenen zuerst gedichtet wurden, so schweben alle weitergehenden Schlüsse und Muthmaßungen in der Luft. Uns genügt, daß der Dichter durch den Stoff seines Dramas seine Gleichgestimmtheit mit dem Geist der Zeit vielleicht unwillkürlich kund geben mußte. Die Freiheitsbestrebungen der Zeitgenossen waren ihm nicht fremd [4]), in Dichtung und Wahrheit berichtet er selbst, daß die brennende Flotte der Türken im Hafen Tschesme ein „allgemeines Freudenfest über die gebildete Welt verursachte und Jedermann an dem siegerischen Uebermuthe theil nahm", die Befreiung der Korsikaner, durch Petti Paoli versucht, spielt sogar in seine „Stella" hinein [5]), wo im 3. Act Fernando berichtet: „meiner selbst und des Lebens überdrüssig, steck' ich mich in diese Kleider, in fremde Dienste, half die sterbende Freiheit der edlen Corsen unterdrücken" — endlich beschäftigte ihn auch der Freiheitskampf der Amerikaner [6]): „man wünschte den Amerikanern alles Glück und die Namen Franklin und Washington fingen an, am politischen und kriegerischen Himmel zu glänzen und zu funkeln." Was in Frankreich durch den jungen König „zur Erleichterung der Menschheit" geschah, mußte er mit inniger Freude begrüßen, und möglicherweise klingt diese noch in den Worten [7]) Machiavells nach, welche so unerschrocken zur Nachgiebigkeit gegen das unterdrückte Volk mahnen. Dies muß hier erwähnt werden, weil man wiederholt

1) Brief an Merck, October. K. Wagner II. S. 55.
2) Brief an Frau v. Stein 1782, 20. März (in: Goethe's Briefe an Fr. v. Stein. Herausg. von Ad. Schöll.
3) Brief vom 13. Febr. 1775 (D. j. G. III. S. 64).
4) D. u. W. IV. 17; 23, 41.
5) Stella, erste Bearbeitung (D. j. G. III. S. 662).
6) D. u. W. IV.; 17; 23, 42.
7) S. 24 I. Aufz. Palast der Regentin.

aus dem allgemeinen Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen politische Dinge den besonderen der Theilnahmlosigkeit gegen seine eigene Nation hergeleitet und begründet hat. Die Auffassung der empörten Volksmenge im Egmont weicht nicht von derjenigen Shakespeares und Schillers ab, und thatsächlich ist noch bei jeder Revolution die große ungebildete Masse das ohnmächtige Werkzeug in der Hand einiger schlauer, rücksichtsloser Abenteurer gewesen.

Nur kurze Zeit noch, und Goethe sollte selbst in das politische Leben Deutschlands thätig eintreten. Noch im letzten Augenblick vor der vom Vater gewünschten Weiterreise nach Italien, in Heidelberg erreichte ihn die Botschaft, die ihn ungesäumt nach Weimar brachte. Wie über so manche andere Frage aus Goethes Lebens- und Entwickelungsgange, ist auch darüber viel hin und wider gestritten worden, ob die deutsche Nation den Eintritt ihres Dichters in den Weimarischen Staatsdienst zu preisen oder zu beklagen habe. Wenn schon mit einer Lösung dieser Frage gar nichts gewonnen, weil an der Thasache nichts geändert wäre, so hat man doch bei der Stellung derselben meistens vergessen, jene sich vorher vorzulegen: „Würde sich Goethe in Frankfurt, eingepfercht in die engen reichsbürgerlichen Verhältnisse, mit Bagatellsachen auf den Gerichten sich herumplagend, glücklich und frei gefühlt haben?" Als Privatmann zu leben, gestatteten ihm seine Mittel nicht und er singt doch:

„manches bedurft' ich,
der ich mich auf den Erwerb schlecht als ein Dichter verstand."

Genug, er ließ sich in Weimar gerne bewegen, in des Freundes Dienste zu treten, und des Menschenkenners Lavater Wunsch erfüllte sich „Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein. Er hat nicht nur Weisheit und Bonhomie, sondern auch Kraft [1])." Gleich dem edlen Patrioten Justus Möser, der bei der Unmöglichkeit unmittelbar eingreifend für das große, ganze Vaterland zu wirken, sich an dem gründlichen Ausbau des kleinen Staates Osnabrück genügen ließ, trat auch Goethe — und bei seiner Vertrautheit mit Mösers Anschauungen ist dies zweifellos — mit dem Vorsatz an die Seite des fürstlichen Freundes, auch in staatlicher volkswirthschaftlicher Beziehung einen kleinen Kreis heben und fördern zu helfen, wie er in geistiger künstlerischer Hinsicht die Cultur der ganzen Nation im Auge hatte. Die schönen Worte, die er nach fünfzehn Jahren seinem Herzog zurufen konnte, sie beweisen am Besten, daß er als Staatsmann bei der Pflege seines kleinen Ländchens immerdar an das ganze Germanien gedacht hatte. Die bekannten Distichen erklären sich selbst [2]):

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder! da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein."

---

1) Bei M. Bernays; J. W. v. Goethe, Leipzig 1880 S. 74.
2) 2, XII; Epigramme (1790) Nr. 35 S. 144.

Man faßte aber schon damals [1]), verführt durch die Anekdotensucht „unbedeutender, negligirter, intriguanter Menschen" die Meinung, als lebe Goethe in Weimar mit dem verführten Herzog nur der ausschweifendsten Lustbarkeit und begehe dadurch, von aller Dichtung abgehalten, einen Diebstahl am geistigen Wohl seines Volkes. Die übermüthigen, lustigen Streiche, welche die Freunde ausführten, waren nichts als eine natürliche Gegenbewegung gegen den bisherigen Zwang französischer Etikette und konnten nur die Entrüstung steifer Höflinge und philisterhafter Kleinstädter erregen. Es schadete der bisherigen Gottähnlichkeit der Fürsten nicht, wenn sie einmal die darunter versteckte, gesunde, gute Menschlichkeit offenbar werden ließ. Konnte denn derselbe Mann, dem Lilli nach ihren eigenen Worten „ihre moralische Existenz verdankte", der sich in dem ehelichen Mißverhältniß der Brentano'schen Eheleute so edel, so charakterfest bewies, konnte ein solcher seine und seines Fürsten Zeit und Gesundheit mit öffentlichen Sittenlosigkeiten vergeuden? Aber die guten Deutschen haben von jeher mehr auf die Zeugnisse alter Förster, Gärtner und Diener, kurz, mehr auf den zeitgenössischen Frau Basenklatsch der Weimaraner gegeben, als auf geschichtliche und psychologische Belege.

Ein Opfer war es allerdings, welches Goethe dem Herzoge und seinem Lande brachte, und für dasselbe vermochte ihn keineswegs Ehre und Ansehn, sondern lediglich das feste Bewußtsein schön erfüllter Pflicht zu entschädigen. [2]) Er ward „Bruder und Alles seines Fürsten", er gab ihm, wie Knebel an Lavater schrieb, [3]) zwei Dritttheile seiner Existenz und dankbar äußerte einst Wieland, der doch wahrlich Grund hatte, dem jungen Günstling, der ihn so heftig angegriffen, gram zu sein: [4]) „Wenn ich jemals noch so sehr mit Goethe zu zürnen veranlaßt werden könnte — und es fiele mir ein — was Niemand besser als gerade ich wissen kann, — welche unglaubliche Verdienste er um unsern Herzog in dessen erster Regierungszeit gehabt, mit welcher Selbstverleugnung und höchsten Aufopferung er sich ihm gewidmet, wie viel Edles und Großes, das in dem fürstlichen Jüngling noch schlummerte, er erst zur Entwickelung gebracht und hervorgerufen hat." u. s. f.

Die Dichtkunst war nun freilich auf die Nebenstunden angewiesen, und nach siebenjähriger Arbeit seufzte der Dichter aus Goethe, trotz dem erhaltenen Adel: [5]) „Wie viel wohler wäre mir, wenn ich von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte." Wenn er ferner bei aller Anerkennung des Gewinns, den er aus dem Welt-

---

1) Merck an Nicolai 3. Novbr. 1777 (K. Wagner III.).
2) Briefe an J. Fahlmer, herausg. v. L. Urlichs, 1875. Brief vom 6. März 76.
3) Briefe zur näheren Kenntniß Lavater's von U. Hegner S. 134.
4) Bei Abeken, Goethe von 1771—1778 S. 394.
5) Brief an Frau von Stein, 1782, 4. Juni.

und Hofleben zieht, eingesteht: „Ich habe unsäglich ausgestanden als armer Sklave der Pflicht, mit welcher mich das Schicksal vermählt hat," wenn wiederum Wieland Merken versichert, „er leidet nur allzu sichtlich an Seel und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserem Besten aufgeladen hat," wenn wir endlich nicht außer Acht lassen, daß ihm der Herzog von vornherein vollständige Freiheit[1]) zu gehen und zu bleiben gelassen hatte — so werden wir doch wohl vor der stillen Größe diesen deutschen Staatsmannes Achtung gewinnen und ein deutsches Verdienst in seinem Ausharren erblicken, denn „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu"!

Bei aller Ueberbürdung mit inneren, amtlichen Angelegenheiten hielt sich doch Goethe den Blick für die geistige Fortentwicklung des Ganzen und für die Träger derselben frei; er hatte sich auch Weimar als einen Mittelpunkt der großen Kulturarbeit gedacht und Wieland schrieb an Merk:[2]) „Wenn Goethe's Idee statt findet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündflut die übrige Welt bedeckt." Mit Herder erfüllte sich dieser Plan dauernd, aber Fuß gefaßt haben thatsächlich alle großen und kleinen Berühmtheiten der damaligen Zeit einmal in Weimar. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß Weimar durch Goethe eine Zeit lang zur geistigen Hauptstadt Deutschlands erhoben wurde: gewißlich war es der einzige Punkt im Reiche, wo sich Süd und Nord, Ost und West Eins fühlten.

Als Dichter entschwindet Goethe für einen größeren Zeitraum der deutschen Nation, und diese klagte darum nicht ohne Recht, allein für den engeren Kreis der Freunde strömt die poetische Ader fort, und daß sie nicht so ergiebig fließt wie früher, dies hat zum Theil seinen Grund in den manichfachen, neuen Gegenständen, die seine lernbegierige Natur in sich aufnimmt und verarbeitet. Einen Lieblingswunsch erfüllte ihm die Errichtung eines Liebhabertheaters am Hofe, auf dem er sowohl seiner Leidenschaft des Darstellens genug thun, als auch zahlreiche Versuche über die Wirksamkeit und Behandlung des Theaters anstellen konnte. Von seiner eigenen Hand ging über diese Bühne zuerst das liebliche, einaktige Schauspiel „die Geschwister." Nur ein deutscher Dichter war fähig, so glühende Zärtlichkeit so keusch darzustellen wie es hier in der holden Marianne geschieht. Ist diese von einer guten Darstellerin vertreten, so wird das herzliche Stück die wohlthuendste Wirkung nie verfehlen. Die Bemühungen um das deutsche Singspiel bethätigten sich durch die zarte Dichtung „Lila", über dessen ursprüngliche Gestalt leider kein sicherer Anhalt gegeben ist. Im nächsten Jahre 1777 nahm Goethe wieder einmal an dem Kampf für den guten Geist in der Literatur und Kunst Theil, in „Triumph der Empfindsam-

---

1) Bei Riemer, „Mittheilungen" III. S. 26.
2) Brief vom 7. October 1776, K. Wagner II. S. 78.

keit" schwingt er seine Geisel über die[1]) „überhandnehmende schale Sentimentalität." Die uns erhaltene Bearbeitung von 1787 zeigt zwar[2]) „kaum einen Schattenriß jener ächt Aristophanischen mit acht Ballets und allen möglichen Gesängen, tragischen Auftritten, komischen Imbroglios u. s. w. durchwebten Farce," aber auch aus diesem abgeblaßten Rest ist ersichtlich, wie wachsam der Dichter auf der Warte des guten Geschmacks hütete. Neben den Erzeugnissen süßer Seelenschwächlichkeit und seufzerreicher Gefühlsüberschwenglichkeit anderer Poeten, verspottete er seine eignen, Werther und Stella, denen er den „humoristischen König" Andrason und die muntren, witzigen Frauen Mana, Sora, Feria, Lato, Mela als erquickenden Gegensatz zur Seite stellt. Gelegentlich des Auftritts Ornaros und seines künstlichen Naturapparates erhält auch die Anhänglichkeit der deutschen Fürstlichkeiten an den unnatürlichen Baroccgeschmack in Gartenanlagen einen tüchtigen Hieb:[3])

Ein frischer Wald, eine feine Wiese
Das ist uns Alles alt und klein —
Dem Notabene in einem Park
Muß Alles Ideal sein
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine schöne Schal' ein.
So verstecken wir zum Exempel
Einen Schweinestall hinter einen Tempel
Und wieder ein Stall — versteht mich schon —
Wird geradewegs ein Pantheon.

In Weimar hatte Goethe sehr bald auch hierin reformatorisch gewirkt und besonders mit dem an der Ilm belegenen fürstlichen Park sich zu thun gemacht; alles nur einigermaßen bedeutende ward eben in den Kreis seiner verbessernden Thätigkeit gezogen. Neben diesen Kleinigkeiten wächst der Entwurf zu einem größeren Roman empor. Der Dichter hatte keineswegs zu Gunsten des Staatsmannes abgedankt, er hatte immer die poetische Skizzenmappe bei der Hand, und jetzt sollten diese Studien zu einem größeren Gemälde vereinigt werden. „Wilhelm Meisters Lehrjahre" waren bestimmt, eine Art Theaterroman zu werden; der Verfasser schrieb an Merk:[4]) „ich bin bereit, in meinem Roman das ganze Theaterwesen vorzutragen." Das erste Buch ist rasch vollendet, die folgenden lassen lange auf sich warten, erst in den mittleren achtziger Jahren werden wir Goethes Anschauungen über das deutsche Theater zu betrachten haben.

Mittlerweile beschäftigte ihn immer wieder das kleine Liebhabertheater: „Die Mitschuldigen" und am 30. Januar 1778 auch der „Triumph der Empfindsamkeit oder die geflickte Braut", werden aufge-

1) Tag- und Jahreshefte 27 S. 5.
2) Nach K. A. Böttiger's Urtheil bei Strehlke 8 S. 322.
3) 8, 349. S. Zeile 19 flg., Zeile 30 flg. und vergl. auch S. 349 Z. 4 flg.
4) Brief vom 5. August 1778, K. Wagner I. S. 138.

führt. Eine folgenreiche Begebenheit ist seine und des Herzogs Reise nach Berlin zu den großen Manövern der preußischen Armee. Dies kriegerische Schauspiel weckte im Herzog die Soldatenlust und knüpfte das Band zum ersten mal, welches ihn lange Zeit an das preußische Heer fesseln sollte. Goethe war wenig damit einverstanden, er wußte ja, wie Vieles es noch daheim zu thun gab. In Berlin hielt er sich ganz zurückgezogen, wie denn diese Stadt nie seine volle Zuneigung zu erwerben im Stande war, sei es, daß er seine Abneigung gegen Nicolai und Himburg auf sie übertrug, sei es, daß er, wie alle Süddeutschen, die ganze berlinische Art und Weise nicht recht vertragen konnte. Selbst die begeistertste Anhänglichkeit der Berliner überzeugte ihn nicht völlig von seinem Unrecht. Auch nach der Heimkehr ließen ihn die Kriegsangelegenheiten nicht los; mit dem Beginn des Jahres 1779 begab er sich auf die Rekrutenaushebung, und während er die Landeskinder maß, mußte hie und da ein freier Augenblick für — die Iphigenie auf Tauris abfallen. Daneben stürmt noch die Sorge um arbeitslose Weber im Herzogthum auf sein empfindliches Innere ein, daß er seufzend den Widerstreit zwischen Dichter und Staatsbeamten erkennen muß: [1]„Hier will das Drama gar nicht fort", klagt er, „es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte."

Mit der Iphigenie beginnt Goethe, sich leise von dem rein deutschen Geist, der ihn mit Klopstock und dessen Jüngern in Reih und Glied gestellt hatte, loszulösen und dem antiken Kunstideal vorwiegend, wenngleich wohl noch unwillkürlich, zuzuwenden. Wenn uns auch der rein antike Stoff noch nicht zu diesem Urtheil berechtigt, da solche schon in früheren Jahren des Dichters Phantasie erregten, wenn wir auch in der prosaischen Bearbeitung der Iphigenie noch Redewendungen und Schlichtheiten, ähnlich denen in Erwin, Klaudine und Götz antreffen, endlich Scenen wie die Aufzählung der endlosen Greuel des Tantalidenhauses als Anklang an die wuchtige, germanische Tragik im Götz, im Klavigo anerkannt werden müssen, so wiegt doch auf der anderen Seite um Vieles schwerer die Rythmik, die Goethe's Prosa trägt und durchsetzt und jeden Augenblick durch die gleichmäßige Decke der gebundenen Rede hindurchzubrechen droht. Einen zweiten Beleg für die beginnende Hinneigung zur antiken Formenschönheit bildet die gleichzeitige ungemeine Verehrung für Albrecht Dürer, den Meister der deutschen Renaissance, der Goethe's ganze Liebe für die bildende Kunst erbt, während die urdeutsche Kunst mehr und mehr in dessen Vorstellung verblaßt. Die Iphigenie in Prosa läßt ebenso den allmählig sich vollziehenden Uebergang zu den Meisterwerken Iphigenie, Tasso, Herrmann und Dorothea erkennen, wie etwa Meister Dürers Rosenkranzfest oder die Krönung Mariae die nachmalige Formvollendung des Allerheiligen-

1) Brief an Fr. v. Stein 1779, 6. März, A. Schöll II. S. 218.

bildes oder des Dreifaltigkeitsholzschnittes oder der vier Apostel ahnen läßt. In diesen Schöpfungen sind die Ideale erreicht, hier ist nichts mehr vom Kampf zweier verschiedener Kunstrichtungen sichtbar und fühlbar, höchste Vollendung machen alle Fragen nach Ursprung und Beeinflussung vergessen. Wie stark schon 1779 der fünffüßige Jambus in Goethe's Ohre klang, ergiebt sich sogleich aus dem I. Auftritt der Iphigenie, [1]) der unter 34 Zeilen nicht weniger als 14 fertige Verse enthält, welche der Bearbeitung von 1787 keine Schande machen würden. Ja, sogar Stichomythien finden sich schon, nämlich II. Auftritt, Zeile 14—18; Seite 222, Zeile 10—16; Seite 243, Zeile 23—36 u. ö. Wäre uns die erste Bearbeitung des Egmont erhalten, so würde sich hier wohl derselbe Vorgang nachweisen lassen, indeß in der vorliegenden Ausgabe könnten die vorhandenen Spuren eines Kampfes zwischen deutscher und antikisirender Form auch auf die Einwirkungen der italienischen Reise geschoben werden.

Indeß ist eben für den Egmont ein Zeugniß erhalten, daß uns den Zwiespalt Goethe's mit seiner früheren Entwickelung, wenn auch nicht einzig die Form anlangend, kennzeichnet. Er schreibt an Frau von Stein [2]) „zum Egmont habe ich Hoffnung, doch wirds langsamer gehen als ich dachte, es ist ein wunderbares Stück, wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb ich's anders und vielleicht gar nicht; da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht.“ Das also, was den Zeitgenossen an seinem Götz am besten gefallen hatte, der frische urwüchsige Ton, das findet keine Gnade mehr vor seinen eigenen Augen. Wie der edlere jambische Rythums die Prosa verdrängt, so beginnt sein Geschmack sich dem Erhabneren, Würdig-Gemeßnen immer entschiedener zuzuneigen. Schon Elpenor [3]), der bewußtermaßen in rythmischer Prosa geschrieben wurde (1781), zeigt auch eine zartere Sprache als Iphigenie, selbst in dem pantomimischen Ballet [4]) vom 30. Januar 1782 überrascht uns eine Gewähltheit der Ausdrucksweise und ein Wohlklang, der es im Verein mit den erwähnten Zeugnissen zur Gewißheit erhebt, daß der Aufschwung zur klassischen Vollendung in Goethe's Geist auf deutschem Boden, in deutscher Luft genommen wurde, daß die italienische Reise diese Erhebung nur befestigte, sie zur dauernden machte. So führte ihn auch, wie gesagt, ein deutscher Künstler der in der Renaissance wieder gekehrten Antike zu: Albrecht Dürer vermittelt ihm das Schönheitsideal des Südens, die Form, in viel tiefer eindringender Art und Weise als durch alles Studium der klassischen Schriftsteller geschehen konnte. Während er früher von den „holzgeschnitzten“ d. i. steifen Gestalten dieses Meisters

---

1) Nach der Straßburger Handschrift von 1779/80, 11 S. 210.
2) Brief vom 20. März 1782.
3) 8 S. 397 flg.
4) 11 S. 281 flg.

sprechen konnte, so äußert er sich jetzt gegen Lavater:[1] „Ich verehre täglich mehr die mit Gold und Silber nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit und Erhabenheit und selbst Grazie nur die edelsten Italiener zu seines Gleichen hat.“ Der Briefwechsel des ganzen Jahres zeigt die immer[2] „größer werdende Ehrfurcht für diesen Künstler“, für dessen[3] „Erfindung und Composition sowohl als über die Aussprache und die ganz goldene Ausführung.“

Die Ende des Jahres 1779 mit dem Herzog nach der Schweiz unternommene Reise brachte ihn wieder einmal Italien nahe, das er doch auch jetzt nicht aufsucht:[4] „Auch jetzt reizt mich Italien nicht“, gesteht er der Frau von Stein, — „daß dem Herzog diese Reise nichts nützen würde jetzo, daß es nicht gut wäre, länger vom Hause zu bleiben, daß ich Euch wiedersehen werde, alles wendet mein Auge zum zweitenmal vom gelobten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde.“ Nicht nur der Staatsmann, auch der Dichter hatte daheim noch Mancherlei zu thun. Je mehr er sich innerlich gewachsen fühlte und ein neues Ideal der Kunst vor seinem geistigen Auge sich bilden sah, desto deutlicher fühlte er auch den Stillestand und Rückschritt der sonst mit ihm strebenden Dichter, die an der einseitigen Deutschheit als erstem und letztem Muster starr festhielten. Es galt da kein Ansehn der Person, selbst Klopstock verfiel jetzt seinem Spott. Nach einer Angabe Jacobis geschah dies in den „Vögeln“[5], wo der Dichter des Messias und seine unselbständigen Nachtreter als „Schuhu“ und „Papagei“ lächerlich gemacht wurden. Viele Züge des „Schuhu“ passen indeß noch besser auf Nicolai, z. B. „er urtheilt über Alles, und das ist mir sehr recht“, sagt der Papagei von ihm, oder „Ich habe noch nicht gesehen, daß Einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Nase aufs Beßre gestoßen hätte;“ weiterhin bauen die beiden literarischen Abenteurer Treufreund und Hoffegut aus des Schuhus Büchern eine Festung und bemerken: „Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche recensirt hat.“ Wahrscheinlich haben beide, Klopstock und Nicolai zur Figur des Schuhu gesessen. In dem Lustspiel soll ohne Zweifel ihre Autorität abgeschüttelt und ihre falsche, philisterhafte Auffassung vom Leben der Dichter durch Uebertreibung gegeißelt werden. Hatten doch beide sich über das frohe, ungebundene Treiben in Weimar mißliebig ausgesprochen. Klopstocks Brief an Goethe ist erhalten,[6] für Nicolais Tadel sind die zwei langen Vertheidigungsbriefe beweisend, die Merck für den jungen Freund an ihn schreibt. Gegen die jungen Ge-

1) Brief vom 6. März 1780 a. a. O.
2) An denselben 1. März 1780.
3) An Merck 7. April 1780 bei K. Wagner I. 228.
4) Brief vom 13. November 1779 a. a. O. II. S. 274.
5) 8 S. 368.
6) Briefe von Merck an Nicolai 19. Januar 1776 und 3. Novbr. 1777.

nies richtet sich der Spott, welcher in den tollen Wünschen der beiden Wanderer verborgen liegt; gegen die übernatürliche Schwärmerei und schwächliche Empfindsamkeit, von der allerdings die Klopstockische Schule auch nicht frei war, der Hohn, daß der Papagei den höchst natürlichen Hunger seiner Gäste mit Lerchen- und Nachtigallenschlag zu stillen vermeint: „Wecke", so ruft er entzückt der Nachtigall zu, „rufe hervor jedes schlummernde Gefühlchen. Belebe mit Wollust jeden Flaum und mache mich von der Kralle bis zum Schnabel ganz zur Empfindung". Bei weitem verständlicher, aber auch rücksichtsloser ist die Satire im „Neuesten von Plundersweilen". Hier ist die Trennung von seinen eigenen Erstlingswerken, von den Nachfolgern des derben Götz wie des schmachtenden Werther, von sonst mit ihm verbundenen „Brüdern des Hains" am unverhohlensten ausgesprochen. Werther wird als [1]) „gar rührend und ein wenig studentenhaft" bespöttelt, der Chor ihm ähnelnder „schwermüthiger Junggesellen und Jungfrauen" trägt auf bunten Stangen

> Paniere zierlich aufgehangen,
> Die Zeichen ihrer Lust und Schmerz —
> Einen vollen Mond, ein brennend Herz —

die Hainbündler kommen nicht besser weg,

> Mit Siegessang und Harfenschlag
> Verklimpern sie den lieben Tag;
> Sie kränzen freudig sich wechselsweise
> Einer lebt in des Andern Preise;
> Daneben man Keul' und Waffen schaut —

mit welchen Gegenständen offenbar die Freiheitsliebe und der Tyrannenhaß der Bundesbrüder versinnbildlicht werden soll. Klopstock

> scheint halb ein Barde und halb Prophet,

sein Lied verbreitet allgemeine Verbrüderung,

> Man sieht die Paare zum Erbarmen
> In jeder Stellung sich umarmen —

Auch Götz von Berlichingen erscheint in dem tollen Reigen, aber

> Hinter ihm wird kein Gut's geschafft:
> Es reißet Einer mit voller Kraft
> Die Bäume sammt den Wurzeln aus —
> Ein Andrer trägt einen Kometenhut;
> Ein Dritter beißt in die Steine vor Wuth;
> Sie stolpern über Särg' und Leichen:
> Dem Pathos ist nichts zu vergleichen.
> Sie möchten gern mit hellen Schaaren
> Aus ihren eignen Häuten fahren.

Die hohle, in Aeußerlichkeiten sich erschöpfende Deutschthümelei der Stollberge, die nach dem Sturz der französischen Theaterherrschaft der deutschen Bühne verliehene Freiheit von den drei Einheiten bleiben

1) 8, 802 nebst Anmerkungen von Dr. Strehlke.

ebensowenig verschont, mit einem Wort: Jede Autorität wird gestürzt, wenn sie der Fortentwickelung hemmend entgegentritt oder zu Uebertreibungen und Verzerrungen verleidet. Der französische Geschmack ist beseitigt, ein deutscher an seine Stelle mit vereinten Kräften gesetzt; nur darf man sich aber nicht mit der bloßen Deutschheit desselben genügen lassen oder gar diese durch Uebertreibung in eine Mißgestalt verwandeln wollen: der gesunden deutschen Natur muß das edle, richtige Maß zur Seite gegeben werden, sie muß vervollkommnet, mit allem Besten, was die Welt bietet, veredelt und geschmückt werden. So darf man wohl das Denken und Handeln Goethe's während der ganzen Folgezeit charakterisiren, und der von Jahr zu Jahr wachsende Ernst desselben beweist jedenfalls nicht gegen unsre Auffassung.

In das Jahr 1780 fällt außer manchem minder Wichtigem der Versuch einer Geschichte des Herzog Bernhard von Weimar. Es war keineswegs die Neigung zu dem vaterländischen Stoff, was Goethen veranlaßte, die Ereignisse dieses Helden aus „der jammervollen Iliade des dreißigjährigen Krieges" herauszugreifen, der Herzog hatte ihn bewogen,[1]) die Geschichte seines Ahnherrn, „in seiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schicksals und der Menschen", in ähnlicher Weise zu verherrlichen, wie er es mit Götz von Berlichingen so erfolgreich gethan. Goethe warf sich mit Eifer auf die Arbeit,[2]) konnte schon im April über gute Fortschritte an Merck berichten, legte aber dann plötzlich den ganzen Anschlag bei Seite. Später bekannte er, daß nicht nur weil[3]) „die Ereignisse des Helden kein Bild machten und dieser von jener Gesellschaft des dreißigjährigen Krieges sich nicht absondern ließ", sondern hauptsächlich weil er[4]) „keine nationalen und vaterländischen Beweggründe in seinem Thun und Lassen gefunden habe", die Darstellung seines Lebens von ihm aufgegeben worden sei. Dafür arbeitet er am deutschestgesinnten Werk jener Tage, am Wilhelm Meister, langsam fort und beginnt den Tasso zu entwerfen, muß aber seine Zeit in zu viele Forderungen theilen: zu den amtlichen Lasten hat sich das emsigste Studium der Mineralogie und Geologie gesellt. Wiederholt wird ihm Gelegenheit, tüchtigen Landsleuten, von denen Förderung der Kultur zu erwarten, hülfreich beizustehen[5]). Der Maler Müller und Tischbein, ersterer von seinem Schutzherrn von Dalberg und dieser vom Herzog Ernst von Gotha bisher unterstützt, sahen sich plötzlich verlassen oder doch zurückgesetzt und verdankten nur der eifrigen, geduldigen Verwendung Goethe's die Erlösung aus ihrer Bedrängniß. Ebenso schlägt

---

1) Aeußerung gegen Luden in „Rückblicke in mein Leben". Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden, Jena 1847 S. 106.

2) Brief vom 7. April 1780, K. Wagner, I. S. 228.

3) Tag- und Jahreshefte, 27 S. 5.

4) Gegen Luden, a. a. O. S. 111 flg.

5) Brief an Knebel 19. Jan. 1780 in K. L. Knebel's liter. Nachlaß und Briefwechsel, herausg. von Varnhagen und Mundt 1835.

sich dieser für Kayser ins Mittel, von dem er Viel für Schöpfung eines deutschen Singspiels hoffte: Der musikalische Freund ward nach Wien zu Gluck abgesendet. In demselben Maße wie das Liebhabertheater am Hofe, hatten sich die Maskenfeste von Anfang an seiner bildenden Hand erfreut, er durfte im Alter von sich mit Recht sagen: [1]) „so lange ich mich in Weimar aufhalte, suchen wir die Maskenbälle, welche gar bald in ein wildes, geistloses Wesen ausarten, durch dichterische Darstellungen zu veredeln, und es ist uns bis auf die letzte Zeit mehr oder minder geglückt." Die Verschönerung des Parks wird dabei nicht außer Acht gelassen, [2]) es sind Epigramme zu dichten für Denksteine, welche in demselben aufgestellt werden sollen. Neben diesen „Eitelkeiten der Welt" beansprucht nach wie vor der innere Frieden der herzoglichen Familie Goethe's ordnende, schlichtende Hand, der sich einen [3]) „Leib- und Hofmedicus" nennt. Zu dem ist seine Amtslast durch die Ernennung zum Geheimrath schon seit länger erheblich gewachsen, außer Mineralogie treibt er nun mit Frau von Stein [4]) auch Astronomie, mit Loder [5]) Knochen- und Muskellehre, fürchtet aber im stolzen Bewußtsein seiner Kraft keine Zersplitterung seines Daseins, sondern versichert dem Freunde Knebel [6]) „im innersten meiner Pläne und Vorsätze und Unternehmungen bleib' ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen."

Freilich nach außen hin, für die Nation, beginnt denn doch seine Einwirkung schwächer und schwächer zu werden, und im Grunde vermochte alle Anerkennung von Seiten des Herzogs, auch der sichtbare Erfolg in Weimar, das eine kleine Oase bester deutscher Cultur, ein Paradies im Vergleich zu anderen Fürstenhöfen Deutschlands genannt werden durfte, all' dies vermochte nicht die Hoffnungen, die Pläne und Aussichten aufzuwiegen, die Goethe für die Cultur seiner Landsleute, für ihre Klärung, für die Reinigung und Förderung ihres ureigensten Wesens in sich getragen. Nirgends hat er diese so ausdrücklich kund gegeben, wie in Wilhelm Meister's Lehrjahren, welcher Roman die ganze Zeit von 1778 bis 1785 so zu sagen auf der Staffelei steht, nie ganz versäumt, aber auch nie ganz vollendet wird. Unbedenklich dürfen wir den idealgesinnten Jüngling Wilhelm, dem bei allem hohen Streben eine kräftige Sinnlichkeit innewohnt, in seinen Zielen mit Goethe gleichsetzen, Goethe hat bei der Zeichnung Meisters sich selbst im Auge gehabt. Wie dieser träumte er sich einst als [7]) „den Schöpfer eines

---

1) Brief an Gerhard 1815, 27. Febr.: v. Biedermann, Goethe in Leipzig II. S. 297.
2) Brief an Knebel 1782, 17. April.
3) An denselben 3. Febr. 1782.
4) Brief an Frau von Stein 16. Januar 1781.
5) An dieselbe 29. October 1781. Brief an Lavater 14. Novbr. 1781.
6) Brief an Knebel 21. Novbr. 1782.
7) 17, I. 9 S. 49.

künftigen Nationaltheaters, nach dem er so vielfältig hatte seufzen hören", wir lernten ja schon seine Bemühungen besonders um das Singspiel, das am längsten in den Banden der Fremden lag, kennen: Noch war die italienische Oper die Alleinherrscherin, wenigstens an den Höfen, für sie waren auch tüchtige Kräfte vorhanden, während die deutschen Schauspieler mit wenig glänzenden Ausnahmen eine ungebildete und unbildsame Masse darstellten. Zwar gab es in Berlin, Wien, Leipzig deutsche Theater, aber an den kleinen Höfen huldigte man noch unbedingt dem französischen Schauspiel. Goethe's Schilderung [1]) des verächtlichen Empfangs, den die deutschen Schauspieler im Schlosse der Gräfin erleiden, deren böses Wort: „diese Leute, wenn sie schon unglücklicherweise Deutsche sind", geben eine satirische, aber wahrhafte Zeichnung der Thatsachen. Wie das gräfliche Paar, so ist auch die ausgezeichnetste Persönlichkeit unter seinen Gästen, der Prinz, ein leidenschaftlicher Anhänger des französischen Theaters. Nur der Baron [2]) betrachtet das vaterländische Theater mit dem größten Enthusiasmus und ist glücklich, eine deutsche Bühne anzutreffen: allein seine Theilnahme hinterläßt keinen ganz reinen Eindruck, er ist Verfasser eines seichten Rührstücks, auf seine Eitelkeit, dies aufgeführt zu sehen, kommt ein großer Theil seiner patriotischen Neigung für die vaterländischen Musen und das deutsche Schauspiel. Als Grundlage eines geachteten, tüchtigen Theaters betrachtet Wilhelm die tüchtige Erziehung und Schulung der begabtesten Darsteller, er unterzieht sich auch sofort dieser Aufgabe, vermag aber erst bei der besseren Serlo'schen Truppe einigen Erfolg wahrzunehmen. Ebenso, vielleicht auch nur wie die beiden Theaterfreunde (V., 9), wird Goethe bei der Bellomo'schen Gesellschaft versucht haben, durch Lehre und Beispiel eine neue Epoche des deutschen Theaters mit herbeiführen zu helfen. Seine Erwartungen, seine Anschauungen waren auf die höchsten Leistungen gerichtet, die nationale Bühne sollte auch ein nationales Drama ihr Eigenthum nennen dürfen; er wünschte [3]) „sich in die Fluthen der Schicksale zu mischen, die über seine Nation verhängt seien und dereinst, wenn es ihm glücken sollte, aus dem großen Meer der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publicum meines Vaterlandes aus zu spenden." Damit ging natürlich die höchste Meinung von der Wirksamkeit des Theaters Hand in Hand, diese steht hinter der ohngefähr gleichzeitigen Schiller's [4]) nicht zurück: „Das Theater", so äußert sich Wilhelm, „hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; sie sollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und

1) a. a. O. III. 1, 152.
2) a. a. O. S. 154
3) a a. O. III. 11, 190.
4) In: „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater" (1782) am Ende, und „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" (1784).

Natur verherrlicht würden!" Ganz im Sinne Schiller's verlangt auch er, der Staat solle das Theater in seinen Schutz nehmen, solle Vortheile durch Belehrung seiner Unterthanen daraus ziehen, indem man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menschen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite auf dem Theater vorführe — und was dergleichen Vorschläge mehr sind.

Alle diese Phantasien blieben Phantasien; es erstand keine Nationalbühne, die italienische Oper blieb Herrscherin, von Goethe's Singspielen wurde nur Erwin und Elmire beliebter, und das Repertoire des Schauspiels bestand im günstigsten Falle aus verunglückten Nachahmungen des Götz und Clavigo; die Wildheit der Kraftgenies ließ eine edlere, ruhigere Dichtung nicht neben sich aufkommen.

Goethe konnte mit Aurelien im Wilhelm Meister ausrufen [1]): „O, ich war auch einmal in diesem glücklichen Zustand, als ich mit dem hohen Begriff von mir selbst und meiner Nation die Bühne betrat. Was waren diese Deutschen nicht in meiner Einbildung, was konnten sie nicht sein!" Wie diese Freundin Wilhelm's, mußte auch Goethe erkennen, daß seine Theilnahme nicht genügt hatte, die deutsche Nation aus sich selbst herauszubilden, daß die Tünche fremdartiger Bildung noch immer das eigenartige Wesen der deutschen Cultur bedeckte. Noch 1785 mußte er die Wahrnehmung machen, daß [2]): „leider das deutsche, lyrische Theater überall erbärmlich sei; wer singen und spielen könne, ziehe sich zum italiänischen." Wenn er den Theaterkalender für 1786 durchging, gerieth er vollends in Verzweiflung an jeglichem Fortschritt: „noch niemals", bekennt er [3]), „hab' ich ihn mit Absicht durchgesehen wie jetzt, und niemals ist er mir und sein Gegenstand so leer, schaal, abgeschmackt und abscheulich vorgekommen — hätte ich nur vor zwanzig Jahren gewußt, was ich weiß. Ich hätte mir wenigstens das Italiänische so zugeeignet, daß ich für's Lyrische Theater hätte arbeiten können und ich hätte es gezwungen!"

So sehr lag ihm die Einwirkung auf sein Volk am Herzen, daß er sich selbst zur Dichtung von Operntexten in der üblichen italiänischen Sprache verstanden haben würde. Demnach ist auch der zuerst von Gervinus erhobene Vorwurf, er habe versäumt, Dramen im Geist seines Götz zu dichten und die Pflege des Schauspiels viel schwächeren Mitstrebenden überlassen — vor allem darauf hin zu prüfen, ob er mit dem ernsten Drama einen wahrhaften, dauernden Erfolg erzielen konnte, da er doch mit dem Liebling des Zeitgeschmacks, dem Singspiel, so wenig Anklang fand. Der beispiellos geringe Eindruck, den seine Meisterdramen in späterer Zeit auf das Theaterpublicum ausübten, läßt es trotz dem Beifall, der Götz von Berlichingen zu Theil ward, sehr zweifelhaft erscheinen, ob das deutsche Volk für das Verständniß erhabener

1) 17, IV. 16 S. 249.
2) Brief an Knebel 1785, 30. Decbr.
3) Brief an Frau Stein 1786, 26. Januar.

Dramen bereits genügend durchgebildet war. Zur Erklärung der geringen dichterischen Thätigkeit Goethe's in diesen Tagen muß eben doch auch auf die ungeheure Vielseitigkeit[1]) seiner geistigen Ausbildung geachtet werden, die ein unausgesetztes Hervorbringen unmöglich machte. Und wollen wir ihn schelten, daß er die Pyramide seines Daseins so breit anlegte, da sie zum Stolz und Ruhm und Beispiel der Nation bis zur Spitze vollendet dasteht? Gefährdet war ja ohne Zweifel die Dichtergabe in Goethe durch seine übermenschliche Vielseitigkeit, es hat oft den Anschein, als ob er nur ganz nebenher auch ein wenig Dichter sei, und Zeiten sind nicht selten, wo er von sich sagen kann[2]): „Wenn mir nicht manchmal eine rythmische Schnurre durch den Kopf führe, ich kennte mich selbst nicht mehr." Gerade in den Jahren 1784—86 machte ihm außerdem Karl August's politische Thätigkeit große Sorge, denn dieser hatte sich ganz an Friedrich Wilhelm II. angeschlossen[3]): „Friedrich Wilhelm hatte auf den Gedanken des Fürstenbundes — gegen Oesterreich und dessen Reichskaiserwürde gerichtet — glänzende Hoffnungen gebaut, jetzt überließ er die Leitung seiner deutschen Politik eine Zeit lang den Händen Karl August's von Weimar. Kühne, großartige Reformpläne gährten in dem Kopfe des hochherzigen Patrioten; unermüdlich bereiste er die Höfe als der Courier des Fürstenbundes. Er sah in diesem Vertheidigungsbündniß eine dauernde Institution, den festen Kern einer neuen Reichsverfassung, dachte dem Bunde ein stehendes Heer und in Mainz einen großen Waffenplatz zu schaffen: ein Bundestag, nach Mainz berufen, sollte das Werk der Reichsreform in Angriff nehmen."

Soweit war nun zwar Mitte der achtziger Jahre der gewaltige Plan nicht gediehen, aber Goethe hatte doch ohne Zweifel die genaueste Kenntniß von demselben und ward auf's heftigste davon beunruhigt. Obwohl mit kühnster Phantasie für das Bereich der Kunst begabt, scheint er doch im Gebiete der Politik nur mit Thatsachen gerechnet zu haben. Er mußte freilich wissen, wie wenig das kleine Weimar geeignet war, als Grundlage für politische Unternehmungen zu dienen, dachte wohl auch an das Verhängniß Bernhard's im dreißigjährigen Kriege und traute Preußen nicht recht „dem Adler mit immer bereitwilligen Krallen"[4]) — jedenfalls „hatte er auf dieses Capitel weder

---

1) Vom bloßen Liebhaber der Naturwissenschaften war er bereits 1784 zum Fachgenossen aufgerückt. sein Schriftchen über das os intermaxillare ward in diesem Jahre an Merck, Sömmering, 1785 an Camper verschickt, einige Entdeckungen in der Botanik veranlassen ihn, Freund Merck geradezu aufzufordern, ihn in den Orden der Naturforscher einzuführen. Brief an Merck 1785, 8. April. Vergl. auch „Goethe als Naturforscher". Eine Rede von Rudolf Virchow. Berlin, 1861, S. 75 flg.

2) Brief an Jacobi 1785, 12. Januar.

3) Treitschke a. a. O. S. 107.

4) „Es wird Niemandem recht wohl, der ihn ansieht", in den „Vögeln" 8, S. 392.

Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr" und zeigte sich als Particularist im eigentlichsten Sinne, indem er das Wohl des Ländchens, dessen Minister er war, über dasjenige der deutschen nationalen Gesammtheit setzte. Es wäre zu wohlfeil, aus Karl August's Mißerfolgen [1]) für Goethe's diplomatischen Scharfblick Kapital zu schlagen — aber nicht weniger unrecht ist es, von Goethe's Scharfblick in der Politik spöttisch zu sprechen, oder das Märchen von seiner angeblichen Gleichgültigkeit gegen dieselbe nachzureden. Mit Leuten, die etwas davon verstanden, sprach er damals wie später gern darüber [2]), so mit dem Statthalter Dalberg, mit Edelsheim, mit Graf Reinhard und Boisserée. Nur war er, „der Todfeind aller Wortschwälle," dem politischen Geschwätz abhold, bei dem er sich vorkam, wie das Kind, welches Wasser aus dem Flusse in's Meer schöpft oder wie die Fliege, welche auf dem rollenden Wagenrad sitzend, sich einbildet, sie wirble den Staub auf. Wenn sich Goethe zeitweilig von aller Politik streng abschloß, so that er dies, weil sie ihm zu wenig gleichgültig war und viel zu weit von seinen ernsten Aufgaben entfernte.

Die „politische Poesie" [3]), betreffend die orientalische Frage, welche er dem Herzog aus Italien sendet, wo ihm keine Zeitungsweisheit zu Gebote stand, ist auf so richtige Berechnungen gebaut, daß sie in der That mit den Plänen Joseph II. und der Kaiserin Kartharina [4]) genau übereinstimmt.

Es mußte endlich für Goethe der Augenblick kommen, wo er dem Andrang all der Obliegenheiten, so seine amtliche und wissenschaftliche Thätigkeit in Weimar mit sich brachte, sich nicht mehr gewachsen fühlte, wo die Muse ihre alleinigen Rechte wieder geltend machte, wo die größere Pflicht gegen die Nation die kleinere gegen den Staat seines fürstlichen Freundes zurückdrängte; diesen Augenblick beschleunigte die bei Göschen in Leipzig zu unternehmende, durch Himburg's Nachdrucke gebotene Herausgabe seiner Schriften. Wir sahen, wie er über sich selbst hinaus fortgeschritten war, wie ihm seine Erstlingsarbeiten lange nicht mehr genügten, wie schon die Fäden geknüpft waren zu einem neuen herrlicheren Gewebe. Wenn daher der Herzog, gegen Merck, über seines Ministers wachsende Taciturnität klagte, wenn dieser selbst gegen Fritz von Stein [5]) sich entschuldigt ob seiner Ernsthaftigkeit und seinem Stillschweigen beim Spazierengehen und Fahren, so vermögen wir zu erkennen, wie es in seinem Innern arbeitete, wie er sich selbst prüfte

---

1) Treitschke a. a. O. S. 108.

2) Brief an Fr. v. Stein 1780, 5. Mai (a. a. O. II. 301). Brief an Knebel 1785, 1. Septbr. und öfter.

3) Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe in den Jahren 1775—1828. 1863. Brief vom 17. Novbr. 1787.

4) Treitschke a. a. O. S. 108.

5) Briefe an Fritz v. Stein 1785, 5. Septbr.; 86, 29. Decbr. in: Briefe von Goethe und dessen Mutter an Fritz v. Stein. Her. von Dr. Ebers und Dr. Kahlert, 1846.

und endlich zu dem Ergebniß gelangte, das er nachmals aussprach: in dem unruhevollen Treiben zu Weimar, in der wenig anregenden Umgebung konnten die Blüthen nicht zur Frucht reifen, konnte das Gewebe den Grad der Vollendung nicht erreichen, den er mit dem Auge des Geistes schaute. Zudem glühte nicht mehr das erste Feuer der Jugend in seiner Brust, das wohl noch im Stande gewesen wäre, das erkaltete Metall seiner dichterischen Begabung in Fluß zu bringen; seine Phantasie war reich, überreich gefüllt, aber sie bedurfte einer wärmeren Luft als des kalten Nordens, um wieder leicht und frei über die Welt emporschweben und von oben herab ihre Schätze über dieselbe ausgießen zu können.

Der alte Gedanke an die italienische Reise gewann jetzt Gestalt. Warum er gerade Italien wählte? „Rom zu sehen [1]), schrieb seine Mutter an Frau von Stein „das war von Jugend auf sein Tagesgedanke, Nachts sein Traum", und er selbst rief in Rom angelangt, frohlockend aus [2]): „Alle Träume meiner Jugend seh' ich lebendig." Von dem alten germanischen Zug nach Süden, nach Italien, der gerade im 18. Jahrhundert unter der Künstlerwelt Deutschlands stärker als je sich geltend machte, von ihm ward auch Goethe erfaßt. Winkelmann und mit ihm die bedeutendsten deutschen Maler ihrer Zeit, Raphael Mengs und Angelika Kauffmann waren ganz im geistigen Reiche der Antike mit der Hauptstadt Rom nationalisirt, andre Künstler wie Hackert, Füßli, Tischbein, Mayer holten doch immer wieder aus diesem fruchtbaren, kunstgetränkten Boden ihre beste Kraft. Jene urdeutsche Sehnsucht war in Goethe von Jugend auf durch die begeisterten Schilderungen des sonst so wortkargen Vaters genährt worden, von Italiens Naturschönheit hatte sich ein Ideal in ihm gebildet, daß auch eine schwerfälligere Phantasie als die seine endlich auf einen Grad der Spannung getrieben werden mußte, der auf die Dauer unerträglich wurde. „Schon einige Jahre [3]), so erzählt er selbst, „durfte ich keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute, geschah es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen. — Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wäre ich zu Grunde gegangen; zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen."

Zu alledem kam noch ein dritter, zwar recht unscheinbarer, aber bei Goethe's auch körperlich tief empfindlicher Natur schwer genug wiegender Beweggrund, ein Grund, der zuerst auch unsere Altvorderen nach dem Süden gelockt: das Klima. Fast kein einziger Winter verging in Weimar, wo nicht Zahn- und Nervenreißen seinen Geist lähmte oder eine „Schnupfenseuche" ihre abstumpfende Wirkung äußerte,

---

1) Brief vom 9. Januar 1787.
2) Ital. Reise 24 S. 115.
3) 24 S. 89.

daher er denn auch zu Anfang der Reise bemerkt[1]), „daß er auf der Flucht vor den Unbilden des ein und funfzigsten Grades unter dem acht und vierzigsten ein wahres Gosen erwarte" und weiterhin, „so lange ich unter einem bösen Himmel dulde, während man doch die Freude des milden Himmels als eine ewige Naturnothwendigkeit immerfort genießen sollte." — „Nur das Klima würde ihn reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen" und „sein altes Lied wiederholt er: dem Landesbewohner wollt' ich Alles lassen, wenn ich nur wie Dido soviel Klima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen. Es ist denn doch ein ander Sein!" Dieser Umstand wird uns später das vielgescholtene Mißbehagen leichter erklären, welches Goethen nach seiner Rückkehr in die nordische Heimath für den Augenblick lähmte und hemmte. Im übrigen standen auch alle jene Nebenabsichten nur im Dienste des großen Hauptzwecks der Reise „er wolle seine Einbildungskraft[2]) bereichern und seinen Stil erweitern, reinigen, vergrößern," es war ihm[3]) „höchst nöthig, daß er wieder eine große Masse von Kenntnissen, von neuen Begriffen sich eigen machte, an denen er wieder eine Weile verarbeiten könne." Daß nun gerade hierzu Italien, Rom der rechte Ort sei, das hatte er eben deutschen Künstlern abgelernt, nicht sowohl den zeitgenössischen als seinen Lieblingen, Albrecht Dürer und seinen Zeitgenossen, die, wie ihm selbst bestimmt war[4]), „im Süden die nordische Leidenschaft und Gemüthstiefe mit antiker Formenreinheit versöhnen lernten."

Keine Loslösung also von deutschnationaler Art, kein undeutscher Schritt war Goethe's Wanderung nach Italien, sondern im Gegentheil, weil er ein echter, ehrlicher, gründlicher Deutscher war, ging er in das Land der Kunst. Trotz aller Lockungen der Natur, Malerei und Plastik vergißt er dort selbst der politischen Bewegungen nicht, welche das Vaterland beunruhigen; die Theilnahme des Herzogs am Fürstenbunde, wenngleich von ihm nicht gebilligt, bleibt Gegenstand seiner steten Aufmerksamkeit. Schon von Verona aus fragte er[5]) nach dem Stande der Dinge in Berlin, wo ja seit Kurzem ein neuer Herr regierte, hält auch mit seinem eigenen Urtheil nicht zurück und meinte es gewiß ehrlich, wenn er seinem Fürsten versichert[6]), „der Antheil, den Sie an der Geschichte des Vaterlandes und der Welt nehmen, liegt mir zunächst am Herzen, es ist mir tröstlich, daß Ihre Mühe und Aufopferung anerkannt und mit einem ehrenvollen Zutrauen gelohnt wird. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit wissen, wie die Sachen stehen." Der Herzog schreibt ihm denn wiederholt über seine politische Lage, verargt es auch

---

1) 24 S. 12, 20, 88, 90.
2) Brief an Knebel 17. Novbr. 1786.
3) Brief an Fritz v. Stein 1787, 10. März.
4) So sagt Treitschke von ihm a. a. S. 99.
5) Bei Düntzer, Italiänische Reise ꝛc. 24 S. 641 flg.
6) Brief an Karl August (1787, 17. Novbr.) 25. Januar 1788.

seinem Minister nicht, wenn dieser seine Freude rückhaltlos ausdrückt[1]), „daß der Herr wieder daheim ist, die ganze Unternehmung gegen Holland dem Geiste des Jahrhunderts gemäß klüger als kriegerisch ausgegangen, und der Kriegshimmel sich aufgeklärt hat.“ Auch unserm Dichter geht es in der Fremde wie allen Deutschen von jeher, er sucht nur die Gesellschaft der Landsleute. „Niemals[2]), so schreibt er an Jacobi, hab' ich lebhafter gefühlt, wie man zusammenhalten soll, als im fremden Lande, in das ich mich entäußert von allem, was uns schützt und forthilft, gestürzt habe.“ Am innigsten verkehrte er in der ersten Hälfte seines Aufenthalts[3]) mit Tischbein, dem eifrigen Patrioten „der viel lieber[4]) in Deutschland mit Wenigem leben, als an einem anderen Ort eine große Rolle spielen wollte,“ dieser hatte in Rom als sein erstes Bild[5]) „Konradin von Schwaben im Gefängniß“ vollendet, beschäftigte sich überhaupt mit der Geschichte seiner Nation und wußte Freund Goethe auf dem erinnerungsreichen Boden Italiens immer an bedeutende Vorgänge der vaterländischen Geschichte zu erinnern. Goethe macht es ihm bald nach; im Herbst 1787[6]) sucht er mit Eifer die Spuren der deutschen Expedition nach Italien vom Jahre 1744 am See von Nemi zu ermitteln, freut sich, endlich einen Holztrog zu entdecken, aus welchem die deutschen Reiter ihre Pferde getränkt hatten und schneidet späterhin ein Span davon los, als eine „recht ländsmännisch-militärische Reliquie an des Herzogs Hausaltar.“ Ganz köstlich, wie ein Stück aus Homer muthet uns sein Ergebniß in Caltanisetta auf Sicilien an:[7]) Die guten Bürger von Caltanisetta versammeln sich nach altgriechischer Weise auf dem Marktplatz, um zu unterhalten und sich unterhalten zu lassen. Da sie nun hören, der ankommende Goethe sei ein Deutscher, so muß dieser ihnen von Friedrich II erzählen: Goethe, unter dem blauen freien Himmel, in italienischer Sprache zu Sicilianern vom Ruhme des größten nationalen Helden Deutschlands im 18. Jahrhundert redend: das mag den Zuhörern wie ein Heldengedicht geklungen haben, denn Goethe verstand es bekanntlich, zu erzählen, wenn ihm das Herz voll war, und der alte Fritz war eine Jugendliebe von ihm!

Für seine eigentliche Aufgabe, das bisherige Wollen und Können für sein Volk zusammenzustellen, sorgte er mit dem ihm eigenen Ernst. Die Iphigenie, deren stockendes Silbenmaß unter der leichten, linden Luft Italiens in fortgehende Harmonie verwandelt wurde, giebt ihm unter dem fremden Volke[8]) „ein gewisses Eigenthümliches und ein

---

1) Brief an den Herzog 1787, 8. Decbr.
2) Brief an Fr. Jacobi 1787, 13. Januar.
3) Brief der Herzogin Mutter an Merck 25. Febr. 1787, K. Wagner I. 499.
4) Brief Tischbein's an Merck von 1782 (K. Wagner I. 321) und vom Juni 1782 (I. 357).
5) Brief an Merck 1783, 15. Novbr., a. a. O.
6) Briefe an Karl August 1787, 23. Octbr. und 29. Decbr.
7) 24 S. 270.
8) Brief an Karl August 1786, 23. Septbr.

Rückgefühl in's Vaterland"; schon am 10. Januar 1787 geht sie dahin ab, die erste, köstlichste Frucht, die in Italien ausreifte. Zelter übertrieb nicht, wenn er später äußerte [1]: „Deine Iphigenie ist in Italien ein deutsches Werk geworden." So sagt auch Treitschke treffend [2]: „Das Gedicht, das unter allen Werken der modernen Kunst dem Geiste des Alterthums am nächsten kam, ward doch durchweht von einem Sinne liebevoller Milde, den die Herzenshärtigkeit der Heiden nie verstanden hätte."

Das Studium der Oper kräftig zu fördern, läßt Goethe den Jugendfreund Kayser nach Rom kommen [3]) und studirt nun erst recht mit ihm im Verein. Dabei offenbarte sich zunächst, wie weit er von der Entwickelung der Jahre 75 und 76 entfernt war: Erwin, das prächtige, gesunde Stück, ist ihm „Schülerarbeit [4]) oder vielmehr Sudelei" und ebenso muß aus Klaudine „die Spreu seiner alten Existenz herausgeschwungen werden." Es galt ihm nicht mehr, wie bei der ersten Abfassung [5]), deutsche Gesinnung, deutschen Geschmack zu verbreiten, jetzt wollte er eine heitere, singbare Oper, nach der tonangebenden italienischen gebildet, auf das deutsche Theater bringen, die von dieser gelernte leichte rhythmische Behandlung des Textes sollte sie von der deutschen Bühne verdrängen. Am sorgfältigsten arbeiteten die Freunde an dem Singspiel „Scherz, List und Rache", aber dieses hatte noch weniger Glück als die früheren Opern, es kam nicht zur Aufführung. Mozart's Entführung aus dem Serail machte es überflüssig und so war alle Mühe und Sorgsamkeit verloren.

Noch mehr als der Musik war Goethe's Thätigkeit in Italien der bildenden Kunst gewidmet. Nicht nur, daß er schaute und die Formenschönheit der Antike und Renaissance ganz und voll in sich aufnahm, er zeichnete auch viel und sorgfältig, es war ihm [6]) ebenso, wie er von Winckelmann rühmt, „deutsch ernst um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunst". In diesem Fache konnte er in Rom thatsächlich „wiedergeboren werden", die ewig jugendliche Kunst gab ihm eine zweite Jugend, er ward wieder das, was ihm das Hofleben in Weimar genommen, kindlich vertrauend, er ward „offener, theilnehmender und mittheilender [7]), zugleich mit dem Kunstsinn [8]) war es der sittliche, welcher eine große Neuerung erfahren hatte". Im April 1788 dachte er an die Heimkehr [9]), „er hatte unsäglich aufgeladen und brauchte Ruhe, es wieder zu verarbeiten"; es war von vornherein

1) Brief von Zelter 1816, 8. Novbr.
2) a. a. O. S. 96.
3) 24 S. 462.
4) a. a. O. S. 397.
5) 24, 438—39.
6) 24, 137.
7) Brief an Karl August 1787, 20. Januar.
8) 24, 139.
9) 24, 306.

seine Freude gewesen[1]), daß die Vortheile der Reise „allen den Seinigen zu Gute kommen sollten", und nie hatte er im Ernste daran gedacht, für immer in Italien zu bleiben. Dies hatte allerdings sogar Frau von Stein[2]) gefürchtet und Goethe selbst[3]) sprach nach vielen Jahren gegen den Kanzler von Müller von einem solchen Vorhaben, allein das kann nur ein augenblicklich auftauchender und verschwindender Gedanke gewesen sein, den die zahlreichen italienisirten Landsleute in ihm weckten, denn im Grunde hätte ihn ja Niemand zwingen können, Italien zu verlassen. Aber schon im Mai 1787[4]) schrieb er seinem Herzog: „Geben Sie mich meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben mit Ihnen anfange", nur das dringende Zureden desselben vermochte ihn noch ein halbes Jahr in Rom zurückzuhalten. Der Abschied wurde ihm freilich nicht leicht. Er, der in jedem Scheiden „einen Keim zum Wahnsinn" fand, er mußte sich nun anschicken, aus diesem Lande der Natur- und Kunstschönheit, wo das vorher „beengte und geängstigte Naturkind" die ungetrübteste Freiheit genossen, aus der[5]) „Hauptstadt der Welt, deren Bürger er eine Zeit lang gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu scheiden" — „es ging hart zu, da er sich trennte, der Abschied kostete ihm mehr, als es für seine Jahre recht und billig sei", und noch lange fand Ovid's Abschiedsklage von Rom einen lauten Wiederhall in seinem Herzen:

> „Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor der Seele,
> Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
> Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
> Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab."

Tasso nahm die damalige Stimmung Goethe's in sich auf[6]), „den schmerzlichen Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird"; je näher Tasso seinem Verhängniß rückt, desto ruhiger wird der Dichter. Am 24. Mai (88) schreibt er an Knebel: „Nun wittre ich wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft, da wird mir's denn, wo nicht besser, doch anders", sein verwöhntes Auge, dem der gothische Dom in Mailand nunmehr als der „abgeschmackteste Unsinn" erschienen war, fand sich allmählich in die Formenlosigkeit des Nordens, und der gute Humor stellte sich wieder ein; am 18. Juni langte der Reisende in Weimar an.

Was dem Menschen die Heimath vor allem Anderen lieb und werth macht, Weib und Kind empfingen den noch vom Abschiedsweh kranken Wanderer nicht; die Freundin, welche sonst Beides aufgewogen, verstand ihn nicht mehr und fand sein Benehmen entsetzlich unbeholfen

1) Brief an Fritz v. Stein, 10. März 87.
2) Brief an Charl. v. Schiller (Lengefeld) 1786, 25. Decbr. in: „Charl. v. Schiller und ihre Freunde, II. Bd., 1862.
3) Unterhaltung mit dem Kanzler Fr. v. Müller 1819, 25. April.
4) Brief vom 27. Mai 1787.
5) Bei Düntzer, Ital. Reise 24, 511 1. Anmerkg.
6) Bei Düntzer, Ital. Reise (nach der Ausgabe von 1837) 24 S. 511 1. Anmkg.

und verwildert, er selbst war in seiner Entwickelung der sonstigen Umgebung soweit vorausgeeilt, daß er weder sie, noch diese ihn wieder erkannte, „er fühlte sich ganz allein“ [1]). Vollends war das Wetter immer betrübt und ertödtete seinen Geist; „wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat“, so klagt er gegen Herder, „wie kann man leben?“ An den ewigblauen Himmel Italiens gewöhnt, verwünscht er den weimarischen, der unglaublich auf ihm lastete, und nur die dringende Arbeit an den noch fehlenden Bänden seiner Werke hält ihn aufrecht. Egmont geht in die Oeffentlichkeit hinaus, der fünfte Band seiner Schriften folgt. Die leidenschaftliche Erinnerung an Italien [2]) wird aber erst dann getilgt und das Vaterland erst dann seinem Herzen wieder theuer, als ihn die wenn nicht heiligsten, so doch lieblichsten Bande an dasselbe knüpfen: seine kleine Frau Christiane und seit Weihnachten 1790 sein Erstgeborener Julius August Walther. Dies zeigte sich schon im Frühling dieses Jahres, als er zum Empfang der Herzogin Mutter nach Venedig zu reisen beauftragt wurde: die in dieser Stadt gedichteten Epigramme athmen Verdruß und Ungeduld und Sehnsucht, jetzt hat er ein schärferes Auge für Italiens Schattenseiten und Herdern gesteht er [3]) nach der endlich erlangten Rückkehr, „es war mir diesmal recht wohl, aus Italien zu gehen.“

Die in Venedig gedichteten Epigramme [4]) waren ihm ein Zeit- und Leidvertreib gewesen; wo sie bitter und verdrießlich lauten, da gelten sie Italien und dessen Mißständen, wo sie weich und liebevoll klingen, da gelten sie dem Vaterlande mit seinen Schätzen. Obenan steht ja das Liebchen, in dessen Schooß sein Herz sehnsüchtig zurückgeblieben war, nicht minder warmen Blicks schaut er aber zurück in das kleine Land und auf den fürstlichen Freund [5]), an dessen Seite er nach innen und außen zum Besten der Unterthanen die Kräfte anwenden durfte. Schwer vermißt er [6]) die „deutsche Redlichkeit, Ordnung und Zucht“ und wünscht [7]) in manchen Augenblicken den Herzog zu sich her, damit sich dieser durch den Gegensatz belehrt in Deutschland besser freue — ja das war Italien wohl noch, das er mit Schmerzen verlassen, aber er war nicht mehr der Alte, die gerechte, treue Liebe zum Vaterlande hatte wieder Besitz von seinem Herzen genommen.

Sonderbar ist es, daß man trotzdem eines der Epigramme als eines der deutschfeindlichsten vom Augenblick seines Erscheinens an erklärt hat [8]), es ist der angebliche Angriff auf die deutsche Sprache:

---

1) Brief an Knebel 1788, 1. October.
2) Brief an Herder 1788, 27. December.
3) Brief an Herder, 9. Juni 1790.
4) 2, XII. S. 135. Epigramme, Venedig, 1790.
5) a. a. O. S. 144 Nr. 35.
6) a. a. O. S. 138 Nr. 4.
7) Brief an Karl August 1790, 3. April.
8) 2 S. 143 Nr. 29. Vergleiche auch die Anmerkung, wo eine uns sehr wahrscheinliche Erklärung bereits gegeben.

„Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst."

Klopstock, dessen uns bekannte Angriffe auf Goethe durchaus nicht sehr gerecht sind, hat zuerst über das Epigramm sein vornehmes Urtheil gesprochen —, es ist jedoch sehr naheliegend, unter dem schlechtesten Stoff hier nicht die Sprache — die für den Dichter unmöglich Stoff, vielmehr nur Form sein kann — sondern das venetianische Leben zu verstehen mit dessen epigrammatischer Skizzirung Goethe sein zu Besserem nöthiges Leben, seine zu Besserem fähige Kunst verdirbt; wie er denn auch bittet:

„So vergönnt, Ihr Musen, dem Reisenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunst noch bevor."

Die „Unüberwindlichkeit der deutschen Sprache"[1]) hat auch der sprachgewaltigste deutsche Dichter fühlen müssen, und vor ihm haben schon Haller und Lessing darüber geklagt, auch Klopstock trotz seinen Verdiensten um die Sprache mehr als einen Beweis für Goethe's Behauptung gegeben. Diesem bleibt es bei alledem immerdar das „geliebte Deutsch" und wiederholt spricht er sich bitter gegen die Großen und Herren aus[2]), „die lange der Franzen Sprache gesprochen, halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß". Das feinste Lob seiner Muttersprache hat er Aurelien in Wilhelm Meister in den Mund gelegt:

Dies von dem Geliebten verlassene, geistvolle Mädchen erzählt Wilhelmen[3]), während der Zeit seiner Treue habe der Freund seine Briefe deutsch geschrieben „welch' ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch — Nun, da er mich los sein wollte, fing er an französisch zu schreiben. — Was er in seiner Muttersprache zu sagen erröthete, konnte er nun mit gutem Gewissen hinschreiben." Diese Stelle erinnert an den Briefwechsel Goethe's mit Frau von Stein: Er hatte ihr versprochen, zur beiderseitigen Uebung, französisch an sie zu schreiben, diese französischen Briefe erschienen ihm aber wie travesties[4]) seiner Gefühle und er athmet auf, als er wieder in deutscher Sprache der Freundin schreiben darf, wie es ihm ums Herz ist.

Im Jahre 1790, kurze Zeit nach der Rückkehr aus Italien muß Goethe den Herzog nach Schlesien begleiten, wo das Heer des Fürstenbundes zur Verwirklichung seiner Pläne bereit lag. Es kam zu keiner Entscheidung, Preußen schloß den Vertrag zu Reichenbach mit Oesterreich ab, damit trennte es sich vom Bund und dieser zerfiel, seines festesten Haltes beraubt.

---

1) 2 S. 151 Nr. 77.
2) 2 S. 149 Nr. 59 und 17, III. S. 152.
3) 17, V. 16 S. 325.
4) Brief an Frau von Stein 1784, 18. Aug. und vom 27. Septbr.

Goethe dürfte jetzt mit allen Plänen und Wünschen auf Neugestaltung des Reichs gründlich auf lange abgeschlossen haben. Seine Sorge theilt sich jetzt zwischen Universität und Theater, er wird eine Art Cultusminister. Uns geht nur letzteres an, das Theater. Mit getheilten Gefühlen tritt er das Ehrenamt der Direction desselben an: seine Begeisterung war verflogen, seine Meinung vom Geschmack des Publikums ebenso gering wie von dem der Theaterdichter Iffland und Kotzebue waren die Dictatoren der Bühne und nur in Schiller bildete sich ein edles Talent heran. Vor allem wird Goethe's Liebe zur Oper wieder wach und jetzt ist er endlich im Stande, ein unbestreitbares Verdienst für die deutsche Oper sich zu erwerben [1]. „Einer Unzahl italienischer und französischer Opern", berichtet er, „eilte man deutschen Text unterzulegen, auch gar manchen schon vorhandenen zu besserer Singbarkeit umzuschreiben." Die Wirkung dieser Thätigkeit ging über die Grenzen Weimars hinaus: „Die Partituren wurden durch ganz Deutschland verschickt. Fleiß und Lust, die man hiebei aufgewendet, obgleich das Andenken völlig verschwunden sein mag, haben nicht wenig zur Verbesserung deutscher Operntexte mitgewirkt." Die beiden ersten Großthaten auf dem Gebiete des Schauspiels hatte man in den Aufführungen des König Johann und des Don Karlos zu verzeichnen. Aus solcher thätigen Ruhe wird Goethe abermals und jetzt durch eine Kriegsgefahr aufgeschreckt. Das Gewitter im Westen war losgebrochen und drohte nun verheerend auch über Deutschland heranzuziehen. Oesterreich und Preußen erklärten der Republik den Krieg und ließen ihre Truppen über die französische Grenze marschiren. Karl August als preußischer Oberst an der Spitze seines Reiterregiments ließ den Freund ins Feld nachkommen. Derselbe stand der französischen Revolution durchaus ablehnend gegenüber. Obgleich er sehr wohl einsah, wie sehr die Großen sich ändern mußten [2], so konnte er doch von so gewaltsamer Umwälzung eine Besserung und Neugestaltung nicht erwarten und glaubte nicht an die Redlichkeit [3] der sogenannten Volksbeglücker. Er blieb frei von dem „Zeitfieber, der bösen ansteckenden Krankheit [4]" und beklagte den „allgemeinen Wahnsinn, der dem Menschen seine Geschäfte vergessen macht, die sonst den Seinigen und dem Staate nutzen." Man kann über diese Anschauung denken wie man will, das sind ohne Zweifel die ehrlichen Worte eines guten Patrioten, die er zur Erklärung seines Widerwillens ausspricht [5]: „Einem productiven thätigen Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vor-

1) Tag- und Jahreshefte 27, S. 12.
2) Epigramme 2, 148 Nr. 54, 59; ferner die „Aufgeregten" III. 1. Gräfin und IV. 9. Friederike (10 S. 274, 289).
3) 2 S. 148 Nr. 51.
4) Reise der Söhne Megaprazons 16 S. 210 flg.
5) Tag- und Jahreshefte 27, 15.

handenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken." Diese Besorgniß sucht er vergebens durch gesteigerte Thätigkeit von sich abzuwehren, sie bricht besonders während der Campagne in Frankreich wieder und wieder hervor. Die Bearbeitung dieses Feldzuges, obwohl erst 1821,22 vorgenommen, giebt doch zumeist, weil auf Tagebuchbemerkungen fußend, die damalige Gesinnung Goethe's getreu an, jedenfalls ist die Wahrhaftigkeit der geschichtlichen Darstellung vollständig beglaubigt. Zelter [1]) giebt das Urtheil eines Augenzeugen wieder, des Obermilitärarzt Rosenmeier, der ihm nach Lesung der Campagne in Frankreich versichert hatte: „Bei Gott! ich dachte, ich wäre noch mitten in der Patsche drinn, so einfältig und wahr hat der Mann die Sache in ihren Winkeln betrachtet und von sich gegeben." Von dem wilden Eifer gegen die Franzosen, der sich in dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig und in den Aeußerungen der meisten Mitkämpfer offenbarte, war Goethe weit entfernt, sein milder Gerechtigkeitssinn konnte sich bei den unzähligen Bedrückungen und Uebervortheilungen der bekriegten Nation nicht allemale mit der Entschuldigung begnügen „So ist der Krieg"!; ihm lag vielmehr der Sieg der Landsleute als die Besiegung der Franzosen am Herzen. Die kämpfenden Armeen geben wiederholt auf beiden Seiten Beispiele eines schönen Heroismus: er berichtet diese [2]) von Freund wie Feind mit gleicher Anerkennung. In bösen Stunden war er der Trost der Seinen, wußte sie [3]) „durch Ernst zu stärken und durch Scherz zu erheitern" und nur einmal, wie sie rühmend anerkannten, verließ ihn der wohlthuende Gleichmuth seiner Seele. Der endliche klägliche Mißerfolg der stolzen Armee, auf die so Viele große Hoffnungen gebaut, weckte die ahnungsvolle Sorge wieder in seinem Herzen, er begriff den Enthusiasmus der Düsseldorfer Freunde für die Revolution schon gar nicht mehr [4]), der letzte geringe Rest seiner Schätzung derselben ward von seinem Patriotismus aufgezehrt: er fürchtete [5]) für das linke Rheinufer, das dem Anstürmen der Franzosen nunmehr Preis gegeben war und die Folge hat gezeigt, wie berechtigt seine Furcht war. Daheim in Weimar durfte er sich kaum seines lieblichen Eroticon erfreuen, schon im Mai des nächsten Jahres 1793 brach der Herzog zur Belagerung nach Mainz auf und Goethe folgte ihm mit schwerem Herzen. Obwohl diesmal die deutschen Waffen siegreich kämpften, so läßt sich doch aus Goethe's Darstellung der „Belagerung von Mainz" durchaus kein beruhigender Eindruck über

---

1) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in d. J. 1796—1832, herausg. von Dr. F. W. Riemer. Brief vom 17. Aug. 1823.
2) 25 S. 37 o. u. m. 39, 105 u. ö.
3) 25, 79 (4. October).
4) 25, 93; oben.
5) 25, 136; oben.

den Stand des deutschen Heerwesens gewinnen: Bei aller persönlichen Tapferkeit eine Nachlässigkeit und Zerfahrenheit der Oberbefehlshaberschaft, welche die schreckensvolle Niederlage des preußischen Heeres bei Jena und Auerstädt sehr begreiflich macht. Nach erfolgter Heimkehr hat der Minister Goethe die Genugthuung, daß sein Herzog den preußischen Kriegsdienst verläßt, dem Menschen Goethe wird es herzlich schwer, von den in Leid und Freud treu verbundenen Waffenbrüdern zu scheiden [1]): „Es geschah nicht ohne Thränen der Besten." Aus dieser Zeit mögen wohl die schönen Worte über die deutsche Tapferkeit stammen, welche Aurelie aus dem Munde ihres vortrefflichen Freundes Lothar anführt [2]): „Lothar, theilt sie Wilhelm Meister mit, hatte mir immer die Deutschen von der Seite der Tapferkeit vorgestellt und mir gezeigt, daß keine bravere Nation in der Welt sei, wenn sie recht geführt werde, und ich schämte mich, an die erste Eigenschaft eines Volkes niemals gedacht zu haben. So jung er war, hatte er ein Auge auf die hervorkeimende, hoffnungsvolle Jugend seines Vaterlandes, auf die stillen Arbeiten in so vielen Fächern beschäftigter und thätiger Männer." Diese stille Arbeit war jetzt auch das Nothwendigste; mit geistigen Waffen war zu schützen und zu befestigen, was bei dem drohenden Zusammenbruch politischer Errungenschaften der Nation vor Allem und doppelt noth that, die geistige Veredelung und Befreiung, welche „in diesem gräßlichen Unheil, diesem fürchterlichen Zusammenbrechen aller Verhältnisse ein Balken im Schiffbruch sein könnte." Dies fühlte Goethe nur zu tief, er sah sich aber fast ganz allein mit seiner Gesinnung, seinen Absichten, und die Wölkchen von Poesie, die sich über seinem Haupte bilden wollten, wurden von den Zeitstürmen stets wieder verjagt. In diesem Augenblick der Verlassenheit gab ihm das gütige Schicksal einen Kampfgenossen, einen Waffenbruder im Geist, wie er, wie die Nation ihn bedurfte: Schiller. Dessen berühmter Brief vom 23. August 1794 gewann endlich, aber nun auch voll und ungeschmälert Goethe's Vertrauen [3]); „sie wollen nun mit einander fortwandern, sich mit freiem Zutrauen ihrer Harmonie erfreuen." Sie waren nicht allein in aesthetischer Beziehung nunmehr einer Meinung, sie waren es auch über das deutsche Publikum. Goethe fand [4]), das allgemeine Interesse sei doch ein vages, unbestimmtes; Schiller hatte erkannt [5]), die Deutschen haben nicht mehr die Einheit des Kindergeschmacks und noch weniger die Einheit vollendeter Bildung." So reichten sie sich zu gemeinsamer Arbeit die Hand, sich gegenseitig ergänzend und aufmunternd. Schiller gab Goethen [6]) eine zweite Jugend

1) 25 S. 270.
2) 17, IV. 16 S. 255 u.
3) Goethe an Schiller (Briefwechsel, herausg. 1828) vom 27. Aug. 94 und 28. October.
4) Tag- und Jahreshefte 27, 24.
5) Schiller an Goethe 1795, 15. Mai.
6) Goethe an Schiller 1798, 6. Januar.

und machte ihn wieder zum Dichter, Goethe bereichert Schillers[1]) Phantasie und befördert „die große Läuterung seines Geistes."

Die Stellung anlangend, welche beide zu den äußeren Angelegenheiten ihres Vaterlandes einnahmen, sind die Ansichten des Publicums meist ganz der Wahrheit entgegen. Obwohl Goethe allezeit den besten Vorsatz hat, „sein Jahrhundert zu vergessen", ist er doch derjenige, der am engsten mit ihm zusammenhängt und auch den Freund wiederholt daran erinnert „er hat eben den Gang des Weltwesens ziemlich vor sich im Sinne"[2]) und jeden Augenblick werfen die Wolken der Politik einmal ihre Schatten über seine dichterischen Arbeiten. Muß sich doch sogar Schiller mit Berufung auf die Keuschheit seiner „Horen" in politischen Urtheilen[3]) die Streichung politischer Bezüge in Goethe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten ausbitten und während er erklärt, nach der Aeußerung über die französische Revolution in den ästhetischen Briefen[4]) „in alle Ewigkeit über den politischen Jammer nichts mehr sagen zu wollen", kommt Goethe nicht nur in den Briefen[5]) immer auf das Weltwesen zurück, sondern stellt sogar seine Dichtung eine geraume Weile gegen den Zeitgeist ausgesprochenermaßen ins Feld: Der Bürgergeneral, die Aufgeregten, Reise der Söhne Megaprazons, Natürliche Tochter, selbst Hermann und Dorothea stehen mit den Geschicken der Gegenwart in engstem Zusammenhange, die politischen Xenien sind fast ausschließlich von Goethe verfaßt. Ganz irrig ist auch die Meinung, es habe ihm überhaupt an Verständniß für politische Größe, für nationale Bedeutung und Macht gefehlt. Man lese nur seine Schilderung des französischen Revolutionsheeres in den Briefen „Reise in die Schweiz", wie klar er die Einheit in Gesinnung und Ziel, im Befehlen und Gehorchen erkennt; wie besorgt folgert er[6]): „aus diesen wenigen Zügen läßt sich gleich übersehen, daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse und daß eine solche Nation in mehr als in einem Sinne furchtbar sei." Ein solcher Gemeinsinn, eine so vollkommene allumfassende Einheit fehlte den deutschen Stämmen, und es war angesichts der damaligen politischen Zustände gewiß zutreffend, was der Dichter seinen Landsleuten in den Xenien[7]) zurief:

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus."

---

1) Schiller an Goethe 1796, August.
2) Tag- und Jahreshefte 1795, 27, 27 u.
3) Schiller an Goethe 1794, 29. Novbr.
4) Schiller an Goethe 1794, 20. Octbr. (auch Br. an Jacobi 25. Januar 1795!).
5) Unter anderem an Schiller 1796: 13 Aug., 22. Juli, 30. Juli; 1798: 14. März, 17. März.
6) Unter dem 20. Aug 97. 26 S. 49.
7) 3 S. 253 Nr. 143.

Dieser Ausspruch bestimmte auch die Handlungsweise der beiden Freunde. Goethe zog, — oder versuchte es wenigstens [1]) — „daheim einen Kreis um sich, in den außer Lieb und Freundschaft und Kunst und Wissenschaft nichts herein konnte" und pries Meyern [2]) glücklich, „der in Italien nichts von dem Spuken des Gespenstes, Genius der Zeit hören dürfe." Mit Schiller [3]) suchte er sich soviel als möglich im ästhetischen Leben zu erhalten und alles außerhalb ihres Kreises zu vergessen: er stellte für ihre dichterische Thätigkeit den Grundsatz auf: „Auf alle Fälle sind wir genöthigt unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unserer Ueberzeugung arbeiten wollen." In schöner Weise ist Treitschke [4]) den beiden Heroen rücksichtlich des angeführten Entschlusses gerecht geworden, indem er hervorhebt: „Die Theilnahme unserer Dichter an den politischen Ereignissen der Zeit konnte das Verhängniß nicht wenden, konnte nur sie selber dem Ewigen entfremden. Sie hüteten das Eigenste unseres Volkes, das heilige Feuer des Idealismus, und ihnen vornehmlich danken wir, daß es noch immer ein Deutschland gab, als das deutsche Reich verschwunden war."

Die Zeitgenossen waren mit ihren beiden berühmtesten Dichtern durchaus nicht einverstanden, am wenigsten mit Goethe, der allerdings nicht so viele republikanische Trauerspiele aufweisen konnte wie Schiller. Die Bessergesinnten verlangten wenigstens nationale Stoffe, Darstellungen aus der vaterländischen Geschichts- und Sagenwelt und wollten nichts wissen von Neusikaa, Achilleis und dergleichen. Goethe war damals weiter als je zuvor von einer Beschränkung seiner dichterischen Thätigkeit auf das reine Deutschthum entfernt, der inländische Eichenkranz genügte ihm schon nicht mehr und er erwiderte mit seinem Epigramm [5]), das zum ersten Mal den Gedanken der Welt, der Menschheit als Nation andeutet und damit die Weltliteratur anregt:

„Wo ein Held und Heiliger starb, wo ein Dichter gesungen,
Uns im Leben und Tod ein Beispiel trefflichen Muthes,
Hohes Menschenwerthes zu hinterlassen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn- und Lorbeerkranz und was ihn geschmückt und gepeinigt."

Bei alledem erkennt er jene Vorstellungen nationalgesinnter Freunde einigermaßen als berechtigt an und vertheidigt sich darüber, daß er eben ein Nationalautor im strengsten Sinne nicht geworden, in dem Aufsatze „Literarischer Sansculottismus [6])" vom Jahre 1795, an dem ein leiser Ton von Wehmuth nicht zu verkennen ist: Nur von einer Nation

1) Brief Goethe's an Jacobi 19. Aug. 93.
2) Brief an Meyer 17. Juli 1794, in Briefe von und an Goethe, 1846.
3) Brief Goethe's an Jacobi 31. October 1794.
4) v Treitschke a. a. O. S. 204.[ ]
5) 2, 12: „Die Kränze".
6) 29 S. 237 Nr. 81.

könne man gerechterweise einen Nationalautor verlangen; nur auf der Grundlage großer gemeinsam ausgestandener Begebenheiten und gemeinsamer großer Empfindungen und Gesinnungen, nur aus den Einwirkungen einer festen, gediegenen, gereiften geistigen Cultur vermöge eine Nationaldichtung zu erstehen. Er, Goethe und seine Zeitgenossen hätten zuerst den Grund ihres eigenen Wesens legen müssen, sich selbst von Auswüchsen einer falschen, hohlen Cultur zu befreien gehabt: Alsdann hätte die politische Zerstückelung Deutschlands, das nirgends einen Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung besitze, wo Schriftsteller nach einem Sinne, nach einem Ziele sich ausbilden konnten, es unmöglich gemacht den Wunsch zu erfüllen, den so mancher Schriftsteller gehabt: „die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen: Denn die Bildung der höheren Classen durch fremde Sitten und ausländische Literatur, so viel Vortheil sie uns gebracht hat, hinderte doch den Deutschen als Deutschen sich früher zu entwickeln." Das einseitige durchgreifende Nationalisiren der Literatur, wie es von Klopstock und Genossen gefordert wurde, war sicherlich für dieselbe nicht ohne Gefahr, und wenn wir auch beklagen müssen, daß Goethe seine Kraft vergeblich an rein griechischen Vorwürfen versuchte, auf der anderen Seite fordert die Gerechtigkeit das Geständniß: In Hermann und Dorothea ist mehr und reinerer deutscher Geist, als in allen Bardieten und Oden der ganzen Klopstock'schen Schule zusammen. Man könnte sagen, hier ist der deutsche Geist monumental verkörpert, des kleinlichen Zeitgeschmacks entkleidet: daran werden sich die Deutschen nach Jahrhunderten noch wiedererkennen, nach Jahrhunderten wird Hermann und Dorothea als Prüfstein deutschen Gemüths- und Geisteslebens unbestrittene Geltung haben.

In ähnlicher Weise hat der Xenienkampf hervorragenden nationaldeutschen Werth. Es war der Sturm, der den Frühling der classischen Zeit unserer Dichtung hereinführte; ein kühnes, gewaltiges Ringen mit der Hydra der Halbheit, Unkunst und Gemeinheit, welche die deutsche Literatur wieder da hinab zu reißen versuchte, von wo sie ein Lessing, Hamann, Herder und insbesondere Goethe selbst mit Mühe und Fleiß heraufgehoben hatten. Wenn man neuerdings eingewendet hat, Goethe und Schiller hätten noch nicht die Bedeutung und das Ansehen besessen, um einen solchen Kampf gegen die halbe Nation wagen zu dürfen, so ist diese Behauptung noch schlimmer, als wenn man sagen wollte: Luther durfte die Streitsätze nicht an den Dom zu Wittenberg anschlagen, denn er war noch nicht der berühmte, anerkannte Reformator. Goethe fühlte übrigens recht wohl, welche ernsten Verpflichtungen der Xenienkampf ihnen auferlege, er rief dem Waffenbruder zu:[1]) „Nach

1) Brief an Schiller 1796, 15. Novbr.

dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Proteische Natur zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Dem Worte folgte die That, eben Hermann und Dorothea „der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst".[1]) Ihm selbst genügte sie nicht, er dachte wieder an eine Reise nach Italien[2]) „was er noch an Cultur bedürfe, könne er nur dort gewinnen, nur in Italien könne er wieder ein Mensch werden." Schiller's Einfluß hielt ihn zurück, zudem kam Meyer und siedelte sich bei Goethe in Weimar an, dessen Umgang war allein im Stande, die ästhetisch sinnliche Cultur zu erneuern, welche Goethe zur Neubelebung seiner Phantasie bedurfte. Die jetzt wieder aufgefrischte Bewunderung desselben für die Antike drängte ihn in den schroffsten Gegensatz zur zeitgenössischen bildenden Kunst. Im Verein mit dem eng verbundenen Freund Meyer gab er die Propyläen heraus, darin die „W. K. F." Weimarischen Kunstfreunde in „wohlberechtigter Verachtung[3]) des Kunsttreibens ihrer Tage" den strebsamen Künstlern, denen es Ernst um ihre Kunst sei, die rechte Bahn zu weisen suchten. Von nationalen Stoffen war dabei keine Rede, vielleicht mit Recht, denn die beliebtesten Künstler warfen deutsches Alterthum und Mittelalter überhaupt gänzlich durcheinander und gelangten schließlich zum größeren Theil von Deutschland nach Rom, in die alleinseligmachende Kirche. Goethe betont selbst, daß man die gesunden griechischen Gestalten herbeigezogen, um dem kränkelnden Kunsttrieb, der sich im phantastisch nebelhaften Mittelalter seine Ideale suchte, die frische Gesundheit zurück zu geben. Die Bestrebungen hatten durchaus nicht den gewünschten Erfolg, die mit Preisen auf den Weimarischen Kunstausstellungen bedachten Künstler sind nachmals nicht zum Ruhme gelangt. Sonderbar genug ist aber die Thatsache, daß Peter Cornelius, der bedeutendste und patriotischste Maler Deutschlands im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, den größten Werth auf Goethe's Urtheil legte und die erste größere Anregung seinem Faust verdankte: auch hierin zeigt sich wieder, wie stark indirect Goethe's Dasein auf Hebung des nationalen Bewußtseins und Stolzes einwirkte.

Der Kampf gegen die „manierirte Kunst" wurde auch vom Theater aus geführt, Goethe brachte zu dem Ende den Mahomet und den Tancred von Voltaire auf die Bühne. Wohl war die Nebenabsicht thatsächlich vorhanden, den Schauspielern selbst eine Lehre mit der Aufführung besagter Dramen[4]) zu geben, sie zu wörtlichem Memoriren, gemessenem Vortrag und gehaltener Action zu veranlassen — in weit höherem Maße sollte durch die glatte, ruhig nüchterne Kunstweise Voltaires auf die wüsten, regellosen Hervorbringungen der Zeit hemmend und

1) Schiller an Meyer 1797, 24. Juli
2) Goethe an Schiller 96, 2. August. Goethe an Meyer 96, 20. Juni.
3) Nach Herrn Professor Anton Springer's Urtheil.
4) Propyläen 1800 III., 1. 29 Nr. 100 S. 280—81.

läuternd eingewirkt werden. Nicht alle Zeitgenossen urtheilten wie Karl August[1]), der die reformatorische Absicht der Hereinziehung französischer Stücke wohl erkannte, bei den Meisten erregte diese Wiedereinsetzung des französischen Regelzwanges einen Sturm der Entrüstung. Schiller hatte dies vorausgesehen, er dichtete die Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet auf die Bühne brachte" um, wie er selbst sagt[2]): „das Publicum mit geladener Flinte erwarten zu können." Als ein Lehrgedicht in diesem reformatorischen Sinne muß auch „die natürliche Tochter" betrachtet werden. Dieses „marmorglatte" Drama hat man geradezu als einen Abfall von der Eigenart des deutschen Volkscharakters bezeichnet, die classische Ruhe und Abrundung, die Vornehmheit in Sprache, Form und Gesinnung, welches Alles man diesem philosophischen Trauerspiel zur Sünde angerechnet hat, ist nur zu dieser Ausgesprochenheit durchgebildet im heftigen Widerspruch gegen die Phantasterei, den unklaren Mysticismus und die Liebe zum Grausenhaften, welche im Keim theils, theils schon entwickelt allen Erzeugnissen der jungen, sogenannten Romantiker eigenthümlich sind. Ging doch neben der Arbeit an der „Natürlichen Tochter" die Dichtung am Faust her, der alle guten Züge und Regungen des Zeitgeschmacks ohne seine Widerlichkeiten in sich vereinigte und Götz von Berlichingen ward auf die Bühne gebracht, mehr äußerlich, als innerlich verändert und gemildert! Die Kluft, die sich zwischen Goethe und der jungen Dichterwelt immer mehr befestigte, trug hauptsächlich dazu bei, jene Abgeschlossenheit und Zugeknöpftheit gegenüber der Mitwelt in Goethe zur Ausbildung zu bringen. Dieser sah sich nicht mehr verstanden, erfuhr auch von Jahr zu Jahr, wie wenig eine Einwirkung auf widerstrebende Elemente möglich sei, daher zog er sich in sich selbst zurück und hüllte sich in jene amtliche Feierlichkeit und in jenes eherne Schweigen, hinter welchen Schilden er denken und thun konnte, was er wollte und was er seiner Nation schuldig zu sein glaubte, mochte diese auch im Augenblick nicht an die Redlichkeit und den Werth seines Strebens zu glauben geneigt sein. Er führte nach seinen eigenen Worten „die Mauer, die er schon um seine Existenz gezogen, noch um ein paar Schuh höher auf", und Frau von Schiller konnte 1803 an Fritz von Stein schreiben: „Schiller ist der einzige Mensch, der ihn noch sieht wie sonst." Die politische Lage des Reiches war eben auch nicht geeignet, Goethen fröhlicher und mittheilender zu machen. Angesichts der französischen Fortschritte am Rhein ward die Ohnmacht und Hinfälligkeit des Kaiserthums und die verrätherische Vaterlandslosigkeit der einzelnen Fürsten immer offenbarer, es ward nun zur öffentlichen Thatsache, daß die unter dem Namen des deutschen Reiches zusammengehaltenen Völker ganz und gar keine Nation mehr ausmachten. Zornig äußerte Knebel[3]): „Nur

1) Briefe des Herzogs an Goethe 1800 Nr. 149, 156 u. ö.
2) Schiller an Goethe 1800, 8. Januar.
3) Brief an Caroline v. Herder 1802, 2. Novbr.

die politische Ehre bringt Staaten Achtung und macht sie groß und von dieser Ehre ist auf die Deutschen nicht allzuviel gekommen und wird bei ihrem gemeinen Stumpfsinn auch nicht gar viel ferner auf sie gelangen.“ Der Uebermuth des französischen Usurpators, der seit Mai 1804 die karolingische Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt hatte, verstand es, durch die Erregung der Habsucht und durch Lug und Trug den Verfall des alten deutschen Reichs zu beschleunigen, mit der Stiftung des Rheinbundes war er beendet. Niemand konnte ja dem Reiche, wie es in der letzten Zeit bestanden, eine Thräne nachweinen, aber das Zeichen der Schwäche, welches Oesterreich mit dem Verzicht auf sein Recht und seine Ehre geben mußte, war ein Vorbote schlimmerer Zerstörungen. Goethe hatte schon in den letzten Jahren des Jahrhunderts die Streitbarkeit des französischen und die Zerfahrenheit des deutschen Heeres beobachtet, jetzt wuchs seine Sorge gewaltig, sie machte ihn sogar unfähig [1]), die begonnene epische Behandlung des Tell fortzusetzen. Der Herbst 1806 bewies in schlagender Weise, wie berechtigt jene, von wenigen getheilte Sorge gewesen war. In der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt ward die letzte Hoffnung der Patrioten, ward Preußen zu Boden geworfen und das schmachvollste Decennium begonnen, welches die neuere Geschichte Deutschlands aufzuweisen hat. Unglaublich war die Verwirrung vor allem in Jena und Weimar; nur Goethe, obwohl kaum von dem schweren Schlag des Verlustes von Schiller genesen, behielt in diesem allgemeinen Umsturz den Kopf oben. In Weimar richtete er die muthlosen Freunde auf und rief ihnen zu [2]): „Jeder muß sich nur in diesen ernsten Augenblicken zusammennehmen und möglichst wiederherstellen, so wird auch dem Ganzen geholfen“; auch von Jena aus erbat man seinen Beistand. Knebel schrieb [3]): „Wir sehnen uns recht, Dich zu sehen, um unser Herz durch Deine Gegenwart zu erheben. Was ist doch ein Mann werth! Wir fühlen es und wünschen ihn bald in Dir wieder zu sehen.“ Goethe leistete dem Wunsche Folge und nahm sich der rathlosen Jenaischen Freunde auf das Theilnehmendste an. Frau Johanna Frommann [4]) nennt ihn „ihren Schutzgeist“ in diesen Tagen und versichert: „Wer in seiner Nähe gelebt hat, wer ihn verstanden hat, wird sich des wohlthätigen Eindrucks ewig erfreuen können.“ Trotz aller äußerlichen Ruhe war er selbst [5]) „in einer sehr zerrissenen Lage“ und Luden [6]) erzählt von ihm: „Sein Gesicht war sehr ernst und seine Haltung bewies, daß auch auf ihm der Druck der Zeit lag.“ Was hier im engeren Kreise geschah,

---

1) Tag- nnd Jahreshefte 1806, 27 S. 147 u.
2) Brief an **Knebel** 24. Octbr. 1806.
3) Dessen Brief vom 4. Novbr.
4) Das „Frommann'sche Haus und seine Freunde“ von F. G. **Frommann**, 1870, Jena, S. 56.
5) Brief Goethe's an Knebel, 29. Octbr. 1806.
6) „Rückblicke in mein Leben“, 1847 S. 102.

das war nicht minder in ganz Deutschland der Fall. Goethe war in diesen Tagen der Trost der ganzen Nation, war es vielleicht in höherem Grade als mancher Patriot von ausgesprochendster Offenheit. Schelling schreibt ihm aus München [1]): „In diesen Tagen des Zerfalls kehrt sich unsere Liebe fast von dem Oeffentlichen ab, das doch Keiner zu retten vermag, und wendet sich ganz den einzelnen Herrlichen zu, in denen wir ein harmonisches Ganzes lebendig und gegenwärtig sehen. Die Welt ist noch nicht arm, wenn ein Geist wie der Ihrige in ihr wirkt und seinen Glanz auf sie wirft." Wolf preist in seiner Widmung des Museum der Alterthumswissenschaften 1807 an Goethe „den das Leben verschönernden wohlthätigen Geist, der in seinen Werken und Entwürfen mitten unter abschreckenden, modernen Umgebungen sich eine zweite Wohnung nahm." So strömte auch in Berlin das Volk in die Vorstellung des Goetz von Berlichingen und machte das Theater zweimal zum Brechen voll: es stärkte seinen an der Größe der kriegerischen Helden gesunkenen Muth an der unverwüstlichen Herrlichkeit ihres größten Dichters. Graf Reinhard sprach eben nur die Empfindung von Tausenden aus, wenn er sie in die schönen Worte faßte [2]): „Ihre Werke stehen, ein unvergängliches Denkmal unter unsern literarischen und politischen Trümmern; und sollten die neuesten Schöpfungsversuche in ihr Nichts versinken, sollten die Fluthen des Westens und des Ostens über Deutschland zusammenschlagen, so würde doch Ihr Name bezeugen, daß wir gewesen sind." Ein schöner Zufall wollte es, daß mit dem Jahre 1807 die neue Ausgabe von Goethe's Werken bei Cotta erschien, welche unter anderen Kostbarkeiten auch den ersten Theil des Faust brachte, „das deutscheste Gedicht", wie es Arndt und Jahn freudig bezeichneten.

Der überall sich regenden Empörung sah Goethe mit Mißbehagen oder doch Mißtrauen zu. Er erkannte [3]) „den braven, tüchtigen Willen ächter deutscher Patrioten", welche einen Volksaufstand planten, gar wohl an, sah aber keine Möglichkeit, diesen ihm ganz unzeitgemäß erwachenden Römer-Patriotismus in's Werk zu setzen und begriff nicht [4]), wie man sich einem Sieger störrig und widerspenstig entgegenstellen könne. Demgemäß war er eifrigst bemüht, alle gefahrbringenden Kundgebungen [5]) seiner Landsleute zu hintertreiben, hielt aber doch mit seinen Collegen im Amte die schützende Hand über die jungen Empörer, welche sich in Jena vor den Nachstellungen französischer Polizeiagenten sichern

---

1) Aus Schelling's Leben in Briefen II. Band, 1870. Brief an Goethe 1806, 16 Novbr.

2) Briefwechsel zwischen Reinhard und Goethe aus den Jahren 1807 bis 1832. Stuttgart und Tübingen, 1850. Reinhard an Goethe 1808, 3. Sept.

3) Tag- und Jahreshefte 27, 159.

4) Briefe von und an Goethe, desgleichen Aphorismen und Brocardia, herausgeg. von Dr. Riemer, 1846 Nr. 69 S. 295.

5) Tag- und Jahreshefte 27, 177 flg.

wollten. Frommann bestätigt [1]), daß für die Jahre 1806—12 Jena „ein Heerd patriotischer Gesinnung" gewesen und Goethe schreibt dem Grafen Reinhard [2]): „Wir erkennen mit Bescheidenheit, daß man uns in manchen Stücken durch die Finger sieht und unsere kleine Localität für eine Art von Asylchen gelten läßt. Doch hüten wir uns eben deswegen, daß nichts zur Sprache komme. Einen jungen Mann, der schon von Göttingen hatte weichen müssen, hat man ungern von Jena polizeilich weiter gewiesen, als er gutem Rath und Ermahnung nicht gehorchte."

Verstärkte Thätigkeit stellte allmählig die innere Ruhe in Goethe wieder her; die Farbenlehre und das deutsche Alterthum waren die Schwimmwämser, welche ihn über Wasser hielten. Das Nibelungenlied war ihm durch die Uebersetzung des von der Hagen nahegebracht worden, er erzählt selbst [3]), wie eifrig er sich damit beschäftigte und besonders seinen Freunden das volle Verständniß für das Gedicht zu erschließen suchte. In hohem Maße erkannte er die dichterische Schönheit desselben an und schrieb sein Urtheil an den Herausgeber mit den Worten [4]): „Das Lied der Nibelungen kann sich, nach meiner Einsicht, dem Stoff und Gehalte nach, neben alles hinstellen, was wir poetisch vorzügliches besitzen." Seine Theilnahme erstreckte sich auch auf König Rother, Tristan und Isolde u. a. m., deren Herausgabe ihn einigermaßen mit den modernen religiösen Mittelältlern aussöhnt. 1809 führte er seiner Mittwochsgesellschaft sogar die Vorlesungen des Naturburschen Arendt über die Runen, die Edda u. s. w. vor, zeigte andererseits durch Entgegenkommen und günstige Recensionen auch nach außen hin, wie aufrichtig er diese Neubelebung deutscher Sprachdenkmäler schätze und fördere, ließ sich auch von dem gerade in jener Zeit in Weimar anwesenden Jakob Grimm in eingehendster Weise über Sprachalterthümer belehren — gestand aber doch später gegen Knebel [5]), „daß er für seine Person nichts gemäßer gefunden habe, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner." Der Maskenzug „Romantische Poesie [6])" ist auch mehr auf Anregung der Mittwochsgesellschaft als aus eigenem Antriebe gedichtet und aufgeführt, doch war es ja sein Bedienst, daß die Gestalten des Zuges den Zuschauern liebe Bekannte waren. Wichtiger scheint uns die Absicht Goethe's mit Riemer [7]) gemeinsam ein deutsches Volksbuch herauszugeben, also eine Sammlung deutscher Sagen und Märchendichtungen.

1) a. a. O. S. 94.
2) Brief von 1811, 4/5. Juni.
3) Tag- und Jahreshefte 27, 177.
4) „Neues Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde", herausg. von v. d. Hagen, III. 1835 S. 248. Brief vom 18. Octbr. 1807.
5) Brief von 1814, 9. Novbr.
6) 11, 10 S. 304 flg.
7) Riemer, Mittheilungen II. S. 639.

Leider giebt Riemer nichts Näheres über diesen unausgeführt gebliebenen Plan an.

In alle diese Beschäftigungen drängte sich denn doch die Außenwelt immer wieder herein, nur auf kurze Zeit gelingt es Goethen einmal, sich in eine leichte lose Stimmung [1]) zu versetzen und am Letheischen Flusse vermag er nur zu nippen. Die größte politische Persönlichkeit dieser Tage, Napoleon läßt sich dem Dichter des „Werther" vorstellen und offenbart die gründlichsten Kenntnisse der französischen Literatur bei seinem ästhetischen Verständniß, das er am Werther nicht ohne Zustimmung des Verfassers versucht. Dieser hatte schon früher seine Bewunderung [2]) des „außerordentlichen Mannes" ausgesprochen, sie mußte durch die Unterhaltung mit ihm im Jahre 1808 nur vermehrt werden: er gestand nachmals dem jungen Boisserée: „Napoleon habe ihm imponirt, er habe den größten Verstand besessen, den je die Welt gesehen." Auch er hatte dem Besieger der halben Welt imponirt; dessen Wort „voilà un homme" klingt wie ein Aufathmen „das war doch einmal ein Mann", da hatte er doch einmal Einen gefunden, der ihm geistig ebenbürtig war, der seine Größe verstand und doch nicht vor ihr den Rücken bog; in jenen Augenblicken hatte der Welteroberer einmal mit seines Gleichen gesprochen!

Wir werden Goethen für seine Bewunderung des Genius in Napoleon so wenig einen Vorwurf machen, als aus den ausgesuchten Aufmerksamkeiten, welche der unbezweifelte Patriot und Rheinbündler Karl August dem allmächtigen Sieger erwies, den man damals, wie Herzogin Luise an Knebel schreibt [3]), für einen Weisen halten wollte. Der Congreß zu Erfurt war natürlich nicht im Stande, Goethe's Hochachtung für die deutsche Nation als solche zu erhöhen, er sieht nirgends Anstrengung zum Bessermachen und hört doch von allen Seiten Klagen über Klagen. Zornig äußerte er gegen Zelter [4]): „die Deutschen in ihrem Unglück kommen mir lächerlich vor, weil sie eigentlich nur darüber verzweifeln, daß sie nicht mehr salbadern sollen" und kurze Zeit nachher: „die Narren von Deutschen schreien noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinen redlich und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt, so sähe vielleicht alles Anders aus"! Den Weimarer Landsleuten hatte er schon am Ende des Jahres 1807 vom Theater aus zugerufen [5]):

„Jeder selbst, der sich im stillen Hausraum
Wohl befleißigt übernommnen Tagwerks —

---

1) Brief an Zelter 1807, 4. Mai.

2) Jenaer Allg. Literatur-Zeitg., Recens. über „Napoleon Bonaparte und das französische Volk" 1804 f. 29 S. 115 Nr. 45.

3) In Knebel's Nachlaß a. a. O., Brief vom 26. Octbr. 1805.

4) Briefe von 1809, 26. Aug. und vom 30. Octbr.

5) Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19. Septbr. 1807 nach glücklicher Wiederversammlung der herzogl. Familie II., I. S. 78.

Also wer dem Hause trefflich vorsteht,
Bildet sich und macht sich werth, mit Andern
Dem gemeinen Wesen vorzustehen,
Er ist Patriot und seine Jugend
Dringt hervor und bildet ihresgleichen,
Schließt sich an die Reihen Gleichgesinnter,
Jeder fühlt es, Jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen —
was die Städte
Bauet, was die Staaten gründet:
Bürgersinn —"

Es dünkte ihm angezeigter und auch patriotischer, zur That, zur emsigen That aufzufordern, als der entschwundenen Reichsherrlichkeit Klagelieder nachzusingen. Er sah keinen andern Ausweg aus diesem unbegreiflichen Schicksalsgefüge, in das die Deutschen verwickelt waren und bekennt der Frau von Eybenberg [2]) in Berlin, einer ihm rasch vertraut gewordenen Freundin: „Gegenwärtig unterscheidet sich der Gescheuteste blos dadurch von dem Albernen, daß er weiß, nach so kapitalseltsamen Begebenheiten sei er etwas weniger verrückt als die übrigen. Untersucht man die Grade der Verrücktheit, so findet man die für die tollsten, die sich einbilden, sie hätten wirklich eine Art von Urtheil über das, was sie gesehen haben." Am besten bezeichnet eine Aeußerung gegen Knebel, wie heftig der Dichter trotz aller angestrengtesten Thätigkeit von den politischen Ereignissen erschüttert wurde, wie wenig es ihm gelang, sich in das Reich der Kunst zu flüchten: Er schreibt am 17. Decbr. (1808): „Ich werde von den nächsten und irdischen Dingen so gedroschen, daß ich das Ferne und Himmlische ganz aus den Augen verliere." Seltsames hatte sich in kurzer Zeit genug zugetragen, um auch den Besonnensten zu verwirren; noch jüngst hatte im Weimarischen Theater die kaiserlich französische Schauspielergesellschaft vor einem Parterre von Kaisern und Königen gespielt!

Gegenüber solchen Thatsachen fanden in Goethe's Innerem Hoffnungen und Pläne, wie sie Arndt, von Stein und Andere hegten und bewegten, keinen Raum; er glaubte nicht mehr an die Möglichkeit einer gemeinsamen Erhebung der deutschen Nation: „Deutschland ist nichts!" sagte er im Gespräch mit dem Kanzler Müller, „aber jeder einzelne Deutsche ist viel — es liegt eine Masse des Guten in den Deutschen" [2]).

Daß in Preußen der „Bürgersinn sich regte und thätig war, Städte zu bauen und Staaten zu gründen" das konnte ihm so wenig offenbar sein und werden als jedem Anderen, der nicht in das Getriebe des preußischen Staates hineinblicken durfte. Er vergrub sich endlich zweifelnd und abwartend in Wissenschaft und Kunst. „Die Wahlverwandt-

1) Sonntagsblätter, redig. von Dr. L. A. Frankl, Wien, 1846 Nr. 20, 22, Beil., 29, Brief von 1808, 4. Decbr.

2) Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedr. v. Müller, herausgegeb. von C. A. Burkhardt 1870. Unter 1808, 14. Decbr. S. 4.

schaften", dieser künstlerisch abgerundetste tiefsinnigste Roman Goethe's entstand in dieser Zeit, „dieser Schatz von Verstand und Liebe, von klassischer Jugendgluth."[1]) Auch ward ihm 1810 ein Ideal seiner Jugend wiederbelebt, das ihn mit den besten patriotischen Bestrebungen in der gleichzeitigen Kunst auf das Engste verband. Durch den französischen Gesandten Reinhard, dessen Umgang man ihm so sehr verargte, lernte er den jungen Kölner Sulpiz Boisserée kennen, der sichs zur Aufgabe gemacht, „den ersten deutschen Geist, der zugleich auf die alte deutsche Kunst zuerst hingewiesen", trotz seines Glaubens an die Antike, für die Gothik und die alten deutschen und niederländischen Maler zu bekehren. — Anfangs war Goethe gar nicht geneigt, seine jugendliche Abgötterei zu erneuern und spöttelte, über den deutschen Patriotismus[2]), der diese offenbar saracenische Pflanze als aus seinem Grund und Boden entsprungen darstellen möchte", erinnerte sich also nicht mehr, wie feurig er einst selbst für diese deutsche Abstammung eingetreten war und entdeckte trotz seinem geschärften Kunstverstand die Unhaltbarkeit jener widersprechenden Behauptung nicht. Auch verhehlte er dem Vermittler Reinhard seine Abneigung gegen die katholisch-ultramontane Färbung nicht, welche Sulpiz als ein Schüler des Convertiten Friedrich Schlegel wohl haben werde, wie endlich das ganze neudeutsch-religiös-patriotische Treiben der damaligen Kunst, das von wirklich deutsch-nationalem himmelweit entfernt war, seinen heftigsten Ekel erregte. Boisserée ließ sich nicht irre machen[3]), er mußte „den ersten deutschen Mann, der Alles Gute, was in diesen Tagen für die Erkennung und Erhaltung der Werke unsrer Voreltern geschähe, zuerst begründet habe", nunmehr persönlich umzustimmen suchen. Am 3. Mai 1811 wird er von dem Geheimrath[4]) „recht steif und kalt" empfangen, aber schon am zweiten Tage seines Aufenthalts hat er Goethe's „ganzen Arm" und freut sich bald der Vertraulichkeit und des schönen Eifers des alten Herrn. Sogar von Politik spricht dieser mit ihm, er resignire gegenüber den Zeitläuften allerdings, „aber zur Resignation gehöre Charakter"! Die Einwendungen gegen den vaterländischen Ursprung der gothischen Baukunst läßt er bald fallen und angesichts der ihm vorgelegten Zeichnungen des Kölner Doms, „brummt er wie ein angeschossener Bär[5]), indem er mit sich zu Gericht geht, so Großes je verkannt zu haben." Bei dem innigen Dank Sulpizens wird er bis zu Thränen gerührt. Nun war Goethe für diese echt deutsche Sache gewonnen, unablässig ist er selbst in den bösen Jahren 1813, 1814 mit ihrer Ausbreitung beschäftigt. Die alten kölnischen und niederländischen Meister thun es ihm besonders an. In Heidelberg

1) Fr. Passow an Knebel 1809, 11. Novbr. (Nachlaß II. 480).
2) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, Brief von 1810, 14. Mai.
3) Sulpiz Boisserée, 2 Bde., 1862, Cotta.
4) Brief an Melchior (den Bruder) 1811, 3. Mai.
5) Sulpiz an Freund Bertram 1811, 10. Mai.

ruft er vor ihnen reumüthig aus[1]): „Ach Kinder, was sind wir dumm, wir bilden uns ein, unsere Großmutter sei nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle als wir, ja Schwerenoth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben! die verdienen, daß Fürsten und Kaiserinnen, daß alle Nationen kommen und ihnen huldigen"!

Was indessen Bertram und Friedrich Schlegel hofften und schon als gewiß ansahen, daß nun die Propyläen in den Staub sinken würden und dem Dichterfürsten noch eine christlich katholische Heldin anstatt der Iphigenie den Kranz der Unsterblichkeit aufsetzen würde — Dazu kam es Gott lob' nicht, Goethe wußte scharf zwischen Religionsschwärmerei und Patriotismus zu unterscheiden und von dem unklaren unprotestantischen Mysticismus der Romantiker war er ebensowenig erbaut, wie von ihrer Förderung besserer nationaler Zustände.

Diese waren trotz dem Frieden trostlos genug; eine schwüle gewitterschwere Luft lag über Deutschland, und der Kampf der äußeren und inneren Zustände, zwischen Hoffnung und Zweifel, der alle Deutschen beunruhigte, brachte auch unsern Dichter[2]) an den Rand der Verzweiflung. Aus dieser rettete ihn die Abfassung von „Dichtung und Wahrheit." Während sich die deutschen Jünglinge Trost und Hoffnung suchend in die ruhmreiche Jugend Deutschlands vertieften, rettete sich Goethe vor der Geist und Herz bestürmenden Gegenwart in die Deutschheit seiner Jugend, in die Zeit, wo er anfangs in Reih' und Glied mit den Besten, dann aber allen voran zuerst durch seine glänzenden Siege das schlimmste Joch der Fremdherrschaft, die geistige Sklaverei der Franzosen abgeschüttelt und ein deutsches Reich des Geistes, eine ästhetische deutsche Einheit gegründet hatte. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, mit welcher Liebe er, während draußen die Schmach der Nation immer offenbarer wurde und die Stürme der Politik ihre Blüthen und Aeste abschlugen, die Gesundheit ihrer Wurzeln nachwies, ihre stillen meist verkannten Vorzüge ins rechte Licht rückte und vor Allem zum tröstlichen Gegensatz augenblicklicher, kriegerischer Mißerfolge auf den Heros der deutschen Nation, auf Friedrich den Großen, den Polarstern hinzeigte. Kriegslieder dichtete er nicht, das konnte er mit Recht den jungen Poeten überlassen, denn wie Gleim hinter dem Ofen hervor in die Kriegstrommete stoßen — da hätte er nicht Goethe sein dürfen — aber die an sich selbst irre gewordene Nation auf ihren guten Kern aufmerksam machen, ihr vor Augen führen, was sie bei allen politischen Verlusten geistig errungen und gewonnen — das konnte er, konnte es wie kein Zweiter und er that es mit derselben patriotischen

1) Sulpiz an Dr. Schmitz in Köln 1814, 24. Octbr.

2) An Frau von Grotthus (Schwester der Eybenberg) schreibt er 1812, 8. Januar: „Das tägliche äußere Leben verschlingt das innere dauernde und keins von beiden will seine Rechte fahren lassen, worüber dann beinahe alle beide verloren gehen." Grenzboten V. 1846 Nr. 25.

Sorgfalt, derselben patriotischen Freude, wie sein Vorbild in so vielen Dingen, Justus Möser! Wie weit war er auch auf der anderen Seite entfernt, den ungeheuren Einfluß großer, nationaler Thaten auf die Poesie[1]) zu verkennen: „Der erste, wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie. Jede National-Dichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen": Wer so schreiben konnte, der wußte, was es mit echtem Patriotismus zu sagen hat: Wer mit so glühenden Farben die deutsche Kaiserkrönung zu schildern vermochte, dem war der Schmerz um den Zusammensturz dieses ehrwürdigsten, ältesten der Reiche nicht fremd: Wer selbst dem vielverhöhnten und vielgeschmähten Reichsgericht wenigstens die eine lobenswerthe Eigenschaft, die des deutschen Fleißes abgewinnen konnte, der schätzte und liebte seine Nation von Grund des Herzens, wenn auch auf eigene, auf seine Art. Was will dagegen das Gedicht sagen, welches er 1812 „aus Gefälligkeit gegen die Einwohner von Karlsbad[2])" für die Kaiserin von Frankreich verfaßte, was beweist der Schluß desselben.

„Der Alles wollen kann, will auch den Frieden."

Goethe wußte von Napoleons Absichten schwerlich etwas, theilte wenigstens mit Millionen guter Patrioten den Wunsch nach Frieden. Als er daheim erkannte, daß Napoleon wirklich mit dem Zuge gegen Rußland Ernst machte, da sah er jetzt, wie schon so oft, schärfer als seine Umgebung: Frommann erzählt, daß angesichts der endlosen Truppenzüge viele an die völlige Unterdrückung alles vaterländischen und freiheitlichen Lebens glaubten, sobald diese Massen wieder von Rußland heimgekehrt seien; Goethe aber habe ahnungsvoll erwidert: „Wartet erst ab, wie viele davon wiederkommen werden." Daher ist nicht minder jenes bis zum Ueberdruß angeführte Wort: „Schüttelt nur an Euren Ketten, dieser Mann (Napoleon) ist Euch zu groß", bedeutend vorsichtiger anzusehen, im Grunde erscheint es doch nur als ein Ausbruch der bitteren Stimmung und sophistischen Widerspruchsart, die man damals, nach Kanzler Müller, so ungern zuweilen an ihm wahrnahm.

An ihm selbst erfüllte die Abfassung von „Dichtung und Wahrheit" ihren Zweck, er sagt selbst[3]) „Mein wirklicher Zustand nahm den Charakter einer Nebensache an." Selbst der Brand von Moskau konnte ihn nur insofern erschüttern, als ihm die Verluste und das Leid seiner dabei betheiligten Freunde am Herzen lagen. Doch machte schon das nächste Jahr 1813 seine Rechte wieder geltend. Auf die Dauer konnte ihm nicht entgehen, daß überall, aber besonders in Preußen ein mächtiges,

1) D. u. W. VI. S. 62.
2) 2 S. 412.
3) Tag- und Jahreshefte 27, 197.

nationales Gefühl, ein furchtbarer, allgemeiner Haß gegen die Franzosen Gestalt und Leben anzunehmen begann, daß jene Einheit der Gesinnung und des vorgesteckten Ziels, welche ihn selbst dereinst an der französischen Armee so tief erschreckt, auch die norddeutschen Stämme zu umschlingen und zu einigen anfing — aber ist es zu verwundern, wenn Goethe zu dem Volke, dessen Heer vor kaum 6 Jahren ohne großen Widerstand in die wildeste Flucht geschlagen worden war, nicht das Vertrauen haben konnte, es werde dem größten Feldherrngenie der Zeit und seinen Truppen überlegen sein? Er war sich seines Unglaubens selbst bewußt und hatte schon im vergangenen Jahr Freund Zelter gebeten [1]: „Verzeihe mir, wenn ich in meinen Briefen manchmal sauer aussehe. Alte Kirchen, dunkle Gläser sagt das deutsche Sprüchwort." Dieser Zweifel scheint oft genug der Verzweiflung nahe gewesen zu sein, es mußte sehr schlimm stehen, wenn der lebensfrohe Mann, wie es beim Tode Wielands geschah, ausrufen konnte [2]): „Ist wohl in diesen Augenblicken jemand zu bedauern der hinweggehoben wird?" Selbst die „Flucht in das Entfernteste", auch die angestrengteste Thätigkeit kann ihm den innern Frieden nicht verschaffen, die ganze mühsam genug auferbaute Fassung bricht zusammen. Furcht vor dem gewaltigen Franzosenkaiser und Hoffnung einer besseren Zukunft seiner Nation streiten sich um die Herrschaft in seiner Brust und bringen ihn der Vernichtung nahe. Wahrlich, wer die Briefe Goethes aus diesem Jahre liest, der wird nicht mehr von der olympischen Ruhe des Dichterfürsten zur Zeit der größten Noth seines Volkes fabeln; es ist ein förmlicher Kampf um das Dasein, den dieser mit den Zeitereignissen kämpft. Er weiß [3]) zuletzt kaum mehr, mit wem in der Welt er noch zusammenhängt und seufzt über den Druck, von dem er sein Gemüth nicht zu befreien vermag. Die Seinigen vermögen es endlich, seine Abreise nach Teplitz zu veranlassen, er nimmt Abschied; [4])„mit welchen Wünschen, welchen Hoffnungen, bedarf keiner Worte" lautete sein Scheidegruß. Unterwegs hatte er die Freude, von jungen gegen den Feind ziehenden Freiwilligen um den Waffensegen gebeten zu werden, da diese als ein Zeichen guter Vorbedeutung betrachteten, am Morgen der anbrechenden Freiheit dem gefeierten Dichter zu begegnen [5]). Dieser legte segnend seine Hände auf die vorgestreckten Waffen und schloß seinen Spruch mit den Worten: „Kinder zieht mit Gott, und möge mein Segen Euch geleiten."

In Dresden verkehrt er mit von Stein, Arndt und Körner, scheint aber durch den Zuspruch dieser Patrioten nicht beruhigt worden zu sein,

---

1) Brief an Zelter 1812, 12. Decbr.
2) Brief an Reinhard 1813, 29. Januar.
3) Brief an Zelter 1813, 3. Mai, 27. Juni u. ö.
4) Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, zusammeng. und bearbeitet von Herm. Uhde, 1874 S. 113.
5) Von dem Augenzeugen Fr. Förster erzählt bei Hempel I. S. CLXVIII. und 3 S. 341 Nr. 3.

denn am ein und zwanzigsten Juli schreibt er an Meyer: „Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden".

Um tausend und abertausend Ursachen willen hoffte er[1]) noch auf Frieden, wettete auch in Dresden mit Peucer, daß er zu Stande kommen werde[2]) — erst in Weimar sollte er gewahren, daß an Frieden nicht gedacht werden könne noch dürfe. Nach einigen Wochen der Sorge und des Zweifels — „das Erwachen ist jetzt immer schreckhaft", seufzt er einmal — giebt ihm endlich der Sieg der Verbündeten bei Leipzig die Ruhe zurück Dieser Sieg kam ihm offenbar überraschend, eine solche Zusammenraffung und einig vollbrachte That hatte er kaum zu hoffen gewagt, der glänzende Erfolg gab ihm all seine Mannheit wieder. Freudig begrüßt er[3]) „die heilig große Fluth, die den Damm zerriß, der uns verengte", ist aber weit entfernt, nun schon Alles für gethan zu erachten, im Gegentheil geht er nun erst recht ans Werk, nun an seinem Theil der großen Sache förderlich zu sein. Er spricht seine Aufgabe gegen Knebel[4]) scharf aus: „Ich suche zu erhalten, zu ordnen und zu begründen, im Gegensatz mit dem Lauf der Welt und so suche ich auch noch, außer Dir Freunde der Wissenschaft und Kunst, die zu Hause bleiben, aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nöthig haben wird, und wäre es auch nur unter der Asche, erhalten mögen." Daher ist es auch nur das starke Gefühl der Unzweckmäßigkeit, wenn er den Eintritt junger Männer unter die Freiwilligen nicht billigen kann, wenn diese daheim von größerem Nutzen sein mußten. An und für sich billigte er den Auszug von Jünglingen durchaus: er stimmt Knebeln bei[5]) der seinen Sohn in die Freiwilligenliste eintragen lassen will, je mehr junge Leute sich meldeten, desto besser sei es, nimmt auch sofort die ganze Angelegenheit in die Hand und fördert sie nach Kräften. Daß er gegen Eichstädt[6]) den Wunsch ausspricht, daß der Universität Jena ein wissenschaftlicher Stamm erhalten bleiben möge, damit die Wiederkehrenden sich anzuschließen desto mehr Lust haben möchten, wenn zu hoffen sei, daß auf diese großen erschütternden Bewegungen ein fester Zustand folgen werde, — diese Vorsicht macht seinem Patriotismus nur noch mehr Ehre. Ohne Zweifel war eine Warnung vor Uebereilung gerade in jenen Tagen sehr am Platze, denn bei allem Respect, den Goethe vor den Freiwilligen be-

---

1) An Zelter 23. Juni.
2) 3 S. 332 ꝛc. „Regierungsrath Peucer", nebst Anmerkung ***.
3) An Obristlieutenant v. Bock 3, 332.
4) Brief an Knebel 1813, 24. Novbr.
5) Brief an Knebel 17. Novbr.
6) Goethe's Briefe an Eichstädt, herausg. von Wold. v. Biedermann, Berlin, 1872. Brief an Eichstädt 1814, 19. Januar.

kundete[1]), „wenn sie von Haus aus Masse machen und der Geist, der sie vereint, eintritt anstatt des Handwerks, das sie noch nicht verstehen", kannte er doch das Kriegswesen zur Genüge, um einiges Mißtrauen in die Wirksamkeit der ungeübten Jünglinge nicht verleugnen zu können. Besonders bemühte er sich den tüchtigen Arzt, Professor Kieser und seinen eigenen Sohn vom Eintritt in das Heer zurückzuhalten; bei dem Ersteren gelang es ihm nicht, aber die „unendlich zuvorkommende Freundschaft"[2]), die er ihm trotzdem erweist, bezeugt, daß er des jungen Patrioten Entschluß wohl zu schätzen wußte. Kieser war in den Tagen der Erhebung zumeist täglich mit Goethe zusammen, der immer ein ernstes hohes Wort für ihn hat. Einmal in einer weichen Stunde, öffnet er ihm sein Innerstes[3]): „Wunderbar aufgeregt" trägt er dem von seinem Feuer, seiner Kühnheit fast entsetzten Zuhörer seine „großartigen Plane vor" — aber so gespannt wir auch sind, sie aus Kieser's Munde zu vernehmen: dieser hat in den bewegten Tagen vergessen an die Freundin Louise Seidler nähere Mittheilungen zu machen. Wahrscheinlich gingen diese Plane auf große, poetische Entwürfe zur Begeisterung und Ermuthigung der erwachenden Nation, wenigstens läßt Goethe's Empfehlung und Hinweis auf die „Räuber" darauf schließen; im übrigen können wir der Louise Seidler nur beistimmen, wenn sie rücksichtlich dieser Vergeßlichkeit des Freundes ausruft „Es ist tief beklagenswerth, daß unser Freund keine Gelegenheit fand, auf die erwähnten großen Plane Goethe's zurückzukommen." Mit einer Zeitschrift, die Haß und Rache hinter dem fliehenden Feind predigen sollte, konnte sich dieser nicht einverstanden erklären. Professor Luden aus Jena besuchte ihn[4]), um ihn zur Mitwirkung an der zu obigem Zweck herauszugebenden „Nemesis" zu bewegen. Goethe sprach anfangs mit der ihm eigenen Bedächtigkeit von der Begeisterung über die errungene Freiheit und versicherte aufrichtig, daß er als Privatmann zur „Nemesis" nicht gerathen haben würde: „es sei nicht gut, sich in den Rath der Könige zu mischen, man werde nicht gehört!" Luden ist tief verletzt, gesteht aber unumwunden seine entgegengesetzte Meinung und betont, daß er doch für das sich erhebende Deutschland in die Schranken treten wolle. Da erwiedert denn Goethe „ungemein sanfter, zuweilen etwas bewegter Stimme" jene ewig denkwürdigen Worte, die, obwohl seit Lewes und Viehoff von jedem Biographen angeführt, doch nicht im Stande gewesen sind, eine aus Stichwörtern zusammengeflickte irrige Anschauung aus dem deutschen Publicum zu beseitigen. Mit unheimlicher Klarheit und Genauigkeit sieht Goethe den ganzen politischen Jammer der Congreßjahre voraus, ahnt es, Dank seiner oft erprobten Gabe der Weissagung schon jetzt, daß die ganze schöne Volksbewegung

1) Brief an Knebel 23. Decbr.
2) Brief von Kieser an Louise Seidler 24. Novbr. a. a. O. 119.
3) Brief Kieser's an L. S. a. a. O. 12. Decbr.
4) a. a. O. S. 114.

an der Selbstsucht der Großen einen Damm und ein Ende finden werde. Dann fährt er fort: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns; sie sind ein Theil unseres Wesens und Niemand vermag sie von sich zu werfen." Auch ihm liege Deutschland am Herzen, er habe oft einen bittern Schmerz über das deutsche Volk gehabt, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen sei. Wissenschaft und Kunst hätten ihn getröstet, aber das sei ein leidiger Trost und ersetze das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. „In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Teutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das teutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft." Die Zerstörung des römischen Reiches und die Gestaltung des Mittelalters sei nicht die alleinige Bestimmung des teutschen Volkes gewesen, es habe noch eine größere zu erfüllen, da es in solcher Kraft und Tüchtigkeit fortbestanden sei. Der Einzelne könne aber hierzu nichts thun, als nach seinen Talenten, Neigung und Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, damit es nicht verkümmere, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.

Das klingt wahrlich wie die Weissagung eines gottbegeisterten Sehers von hoher Warte! Wollen wir ihm deshalb weniger gern zuhören, wenn er jenen Tag erst in weiter Ferne sieht, wenn er klüger ist als Millionen Andere und verkündet: „die gegenwärtige Aufregung und Bewegung sei noch keine Gewähr, daß dieser Tag da sei; die Menge wisse nicht, was sie wolle, auch sei Deutschland noch nicht frei, sondern nur befreit. Aus der französischen falle es in die slavische Knechtschaft: „es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr, dafür aber sehe Kosaken, Samländer, braune und andere Husaren". — Man habe sich gewöhnt, den Blick nur nach Westen zu richten „die Erde dehne sich aber auch noch weit nach Morgen aus."

Bedenkt man, wie unselig der moskowitische Druck während des Wiener Congresses auf dem nördlichen Deutschland, auf Preußen gelegen hat, so braucht man gar nicht in die neueste Zeit zu blicken, um die höchste Meinung von Goethe's politischem Scharfblick zu erhalten. Luden schließt seinen Bericht über dieses Gespräch mit den Worten: „nur das will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrthum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung

und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte."

Jene von wärmster, edelster Vaterlandsliebe durchglühten Worte Goethe's werden durch eine Reihe von Briefen bestätigt als Ausdrücke seiner heiligsten Ueberzeugung. So schreibt er am 1. December[1]) an den Mineralogen Ritter von Leonhard in Hanau, wie sehr diese wilden Tage unter seinen Freunden gehaust hätten, wie ihm der Arzt Heiterkeit des Gemüths anbefohlen, wenn er die böse Zeit überwinden wolle; er wolle der Gunst des Tages wieder vertrauen, „von dessen Ungunst in Hoffnung einer glücklichen Nationalzukunft man so vieles erduldet." An demselben Tage schreibt er an Frau von Grotthus, die ungeheueren Schicksale seien verhältnißmäßig gelind an ihm vorübergegangen, man habe sich mit den Freunden wechselsweise die schlimmsten Stunden ertragen helfen. „Nur die Hoffnung, daß aus diesem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müsse, erhält noch die Jüngeren aufrecht, indem die Aelteren es wahrscheinlich finden, daß sie erst aus glücklicheren Regionen auf dieses neue Glück herabsehen werden." Alle die Aufregungen, die Siegesfreude, als dann die neue Sorge für das kämpfende Heer, die abermalige Gefährdung und Befestigung des Glücks stürmten so lebhaft auf Goethe ein, daß Professor Kieser[2]) für sein Leben fürchtete. Erst allmählig kommt er wieder zum ruhigen Ueberblick der Thatsachen; aber aus diesem fortwährenden Wechsel seiner Stimmung vermögen wir am besten zu erkennen, welche innige Theilnahme er den Geschicken seiner Nation widmete. Gelegentlich des Staël'schen Buches sur l'Allemagne giebt er seiner Befriedigung Ausdruck[3]), daß die Deutschen ohne solch' geistige Anregung erwacht seien, sie könnten aber an diesem Buch den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie gethan hätten, finden. Wenn sie nun auch die innere Zwietracht in Wissenschaft und Kunst abzulegen und gemeinsam zu wirken vermöchten, dann würde kein lebendes Volk ihnen gleich genannt werden können." Die Fortschritte der Landsleute im Felde, welche er sorgfältig verfolgt, verdoppeln seinen Eifer, daheim nach allen Seiten des geistigen Lebens für die Vertiefung des nationalen Bewußtseins thätig zu sein, und so wenig ist ihm jetzt das politische Wesen zuwider, daß er ganz damit einverstanden ist, wenn man selbst sein Gedicht „Herrmann und Dorothea" dem Zeitgeist zum Opfer bringt und einen Spiegel der politischen Zeitläufte darin erblickt. Allein die glänzendste Gelegenheit, seinen Siegesjubel, seine patriotische Theilnahme zu bethätigen, wurde ihm von Preußen, von Berlin aus geboten, damals zuerst als Mittelpunkt aller wahrhaft deutschen Gesinnungen erkannt.

---

1) „Aus unserer Zeit in meinem Leben". Von K. C. v. Leonhard. I. Bd. Stuttgart, 1854.

2) Brief an Louise Seidler, 18 Januar 1814.

3) Brief an Frau v. Grotthus 1814, 17. Februar. Grenzboten V. Jahrgang, 1846 Nr. 25.

Im Mai erhielt er durch Iffland den ehrenvollen Auftrag[1]), zum Einzug des siegreichen Königs in seine Hauptstadt ein Theaterfestspiel abzufassen, „es gebe keine höhere Feier als die", schreibt Iffland, „daß der erste Mann der Nation über die Befreiung von Deutschland schreibe." Goethe erschrack anfangs: die Aufgabe war groß, der festgesetzte Zeitraum kurz[2]), und nie konnte er etwas Vollkommenes hervorbringen, wenn sein Gefühl zu mächtig aufgeregt war. Gleichwohl rief er alle Kräfte hervor und machte einen Versuch; in zwei Tagen war der Entwurf zu des Epimenides Erwachen vollendet. Angeregt und begeistert für die Ausführung dankt er am 15. Juni Ifflanden, „daß er ihm Gelegenheit gegeben, der Nation auszudrücken, wie er Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde." Wir sehen, es lag Goethen schwer auf, daß er während der erschütternden Bewegungen nicht im Stande gewesen war, seinen Landsleuten die so innige Mitleidenschaft seines Innern laut zu versichern. Jetzt waren die gewaltigen Ereignisse überwunden und in poetische Ferne gerückt, sein Herz ganz von einer Empfindung voll, vom Glück über die ungeahnte Einmüthigkeit seiner Nation. So versuchte er „mit liebendem Entzünden dem wogenhaft und schrecklich ungestalteten Schicksal" das Bleibende, Ewige abzugewinnen, er unternahm es, in „des Epimenides Erwachen" nicht nur der Deutschen Siegesjubel, sondern aus der Verzweiflung und dem Schrecken, welche diesem vorhergegangen, innige Mahnung und weise Lehre für sich und seine Nation zu bergen und zu bewahren.

Epimenides hat die verschiedensten Auslegungen erlebt; wie fast alle andern Dichtungen Goethe's ist er von den Einen auf's Bitterste gescholten, von den Andern auf's Höchste gepriesen worden. Für uns ist das Wesentlichste, daß der Dichter sein Bestes, Herzlichstes zu geben gedachte, daß abgesehen von einigen Schwächen, dies Stück das pathetischste aller seiner Festspiele genannt werden muß. Die verschiedenen Härten und gezwungenen Wendungen kommen zum großen Theil eben auf die kurze Zeit der Abfassung, endlich läßt man außer Acht, daß Epimenides eine Oper war, und dem Leser natürlich nicht die weiche Füllung und harmonische Verbindung, welche die Musik den Worten und Sätzen verleiht, zu Hülfe kommen kann.

Nichts destoweniger ist das Singspiel reich an edelster Schönheit und aufrichtigster Empfindung: wer diese nicht findet oder nicht anerkennt, muß dann folgerichtig den ganzen alternden Goethe verwerfen oder er versteht ihn überhaupt nicht.

Schon die ersten Worte der Muse klingen so voll und rein wie die besten Theile des zweiten Theils von Faust, sie enthalten zugleich ein schönes Bekenntniß des Dichters selbst

1) Die Angaben von G. v. Loeper 11, 108 flg.

2) Dies versicherte er dem Kanzler von Müller, a. a. O. 1827, 30. August.

[1]) „In tiefe Sclaverei lag ich gebunden,
Und mir gefiel der Starrheit Eigensinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden,
Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn;
Da nahte sich in holden Frühlingsstunden
Ein Glanzbild; — gleich entzückt — so wie ich bin —
Seh' ich es weit und breiter sich entfalten,
Und rings umher ist keine Spur des Alten.
Die Fesseln fallen ab von Händ' und Füßen,
Wie Schuppen fällt's herab vom starren Blick,
Und eine Thräne, von den liebesüßen,
Zum ersten Mal sie kehrt in's Aug' zurück;
Sie fließt — ihr nach die Götterschwestern fließen,
Das Herz empfindet längst entwohntes Glück,
Und mir erscheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden."

Die neu errungene Freiheit hat auch dem Dichter die Freude an Kunst und Wissenschaft zurückgegeben: Wie dies edle Paar das Unglück erleichtert, so vergrößert es auch das Glück und erhebt die Hoffnung zur Zuversicht, daß wir im Schutze des guten Geistes stehen, daß selbst der böse Geist immerdar zu unserem Heile wirken müsse. Wie er der Muse — und Goethen selbst allen Groll auf sein Volk aus der Seele fegte, indem er dies zum Beweise seiner inneren Stärke und schlummernden Einheit zwang, so möge es nun jedem Einzelnen ergehen [2]).

„Daß aller Haß sich Augenblicks entfernte,
Und wo wir noch ein dunkles Wölkchen sehen,
Sich alsobald der Himmel übersternte,
Es tausendfach erglänzte von den Höhen,
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte;
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußern Kampf den innern Frieden."

Das sind Wünsche, bei denen man wohl fühlt, sie steigen aus tiefster Seele empor: denn die Eintracht, still und bescheiden wirkend, hat doch an der Befreiung den schönsten Antheil, sie wird auch ihre schönste Frucht sein.

Die hinwegschreitende Muse verweist auf den Epimenides „als Mann der Weisheit unversiegter Quelle." Epimenides ist das Gesammtbewußtsein Deutschlands, Europas, die ruhige aus Erfahrung erwachsende Weltbetrachtung der Völker, das weise, weitschauende Alter, das zwar an der That keinen Antheil nimmt, aber aus derselben für die thätige, weltbewegende Jugend die bleibende Lehre, den ewigen Gewinn entnimmt: Was die Gefühle, der blinde Muth unbewußt, im göttlichen Drange vollführt, das bringt Epimenides zum Bewußtsein. Er sagt selbst:

1) 11, 157 I. Auftritt.
2) 11, 158; I. Auftr. 3. Strophe.

[1]) „Der Jugend Nachtgefährt ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn,
Und sein Gemüth umschließt das Ewige."

Darum darf er auch nicht in das verwirrende Getriebe der Gegenwart gerissen werden, er mag ruhen, daß dem gestärkten Geist die ungeheuren Thaten der wildherbrausenden Jugend wie ein klarer Krystall bis auf den innersten Kern durchsichtig und offenbar sind: Die Götter senken Schlaf auf Epimenides herab. Augenblicklich nimmt die Weltverwirrung ihren Anfang: die Menschheit in Waffen ergießt sich auf den Wink des Dämons des Kriegs über den Erdkreis und umschlingt selbst das Meer mit einer undurchdringlichen Mauer. Der Dämon der List nimmt an der Besiegung der Erde theil, er umgarnt die Geister und tödtet das Gefühl, während der Dämon des Kriegs nur über die Körper Macht hat. Beide stehen im Dienste des allmächtigen Dämons der Unterdrückung — Napoleons; ihre erste gemeinsame That ist die Beschleunigung des Einsturzes von Deutschlands Kaiserthum. Denn nicht weil der Kriegsdämon den Erdkreis erschüttert, und die List die letzte Hand an das wankende Gebäude legt, sondern weil die Theile des Ganzen untereinander hadern, stürzt das Reich zusammen:

„Die [2]) mächtig riesenhaften Quadern,
Sie scheinen unter sich zu hadern,
Die schlanken Säulenschäfte zittern,
Die schönen Glieder, die in Liebesbanden
Einträchtig sich zusammenfanden,
Jahrhunderte als Eins bestanden —
Erdbeben scheinen sie zu wittern,
Bei dringender Gefahr und Noth,
Die Einem wie dem Andern droht,
Sich gegenseitig zu erbittern. —
Ein Wink, ein Hauch den Bau zu Grunde stößt,
Wo sich von selbst das Feste löst."

Nun hat der Dämon der Unterdrückung leichte Arbeit, er überzieht die Ruinen des zusammengestürzten Tempels mit Waldesdüster und Wildniß, mit Staub und Verwitterung: Napoleon überzog so die Trümmer des deutschen Reiches mit dem Despotismus und dem Schrecken seiner Heere. — In diese „selige Wüstenei" versenkt sich der Dämon der Unterdrückung, da schweift die unverwüstliche, immer einen Gegenstand suchende Liebe durch die Einöde, der Glaube folgt ihr nach. Er ist irre geworden an der Schwester, die in dieser Welt des Verfalls und des Jammers nach der Erfüllung ihrer unbestimmten Sehnsucht schweift und in diesem Suchen die Umgebung vergißt, während der Glaube vergebens Trost und Beruhigung erfleht. Der Dämon der Unterdrückung gewinnt beide, die verlangende, thörichte Liebe und den rasch getäuschten Glauben

1) 11, 160, 2. Auftr. oben.
2) 11, 170, 9. Auftritt.

mit Schmeicheleien und Wohlthaten, die alsbald nach dem Empfang in Verrath und Qual sich verwandeln. Verzweifelnd fühlen sich Liebe und Glaube gefesselt, ohnmächtig werfen sie sich zu Boden, und hohnlachend ruft über sie der Dämon [1]):

„So hab' ich Euch dahin gebracht,
Beim hellsten Tag in tiefste Nacht!
Getrennt, wie sie gefesselt sind,
Ist Liebe thöricht, Glaube blind."

Es liegt eine furchtbare Ironie in diesem (14.) Auftritt.

War doch besonders am Rhein und in Mitteldeutschland Napoleon mit Jubel begrüßt, als Befreier vom Joche des deutschen Reiches gefeiert worden; konnten sich die schärfsten Augen und die edelsten Gemüther eine Zeit lang durch den Zauber seiner Genialität und den trügerischen Glanz seiner Versprechungen und Pläne täuschen und gewinnen lassen!

Aber noch wandelt die Hoffnung frei umher, die mächtigste der welterhaltenden Mächte. In natürlicher Ueberschätzung unterfängt sich der Dämon, auch sie zu fesseln, will ihr sanft zureden und sie verrätherisch vertrösten, aber sogleich nach den ersten Worten muß er die überlegene Gewalt der stärksten der Tugenden und Kräfte empfinden: sie ist nicht zu fassen, weil sie überall lebt und webt, sie ist unendlich, allumfassend, weil sie von einem ganzen Volke, von einem ganzen Erdtheil gehegt wird — Plötzlich verdichten sich diese Keime von Hoffnung zu einer furchtbaren Wolke [2]), die in dem entsetzten Auge des Dämons Gestalt gewinnt:

„aus dem Grauen
Muß ich voran lebendig Kräfte schauen;
Fürwahr, es drängt sich Brust an Brust
Voll Lebensmacht und Kampfeslust; —
Die breite Wolke senkt sich, eine Wolke
Lebendig tausendfach, vom ganzen Volke,
Von allen Edlen schwer, sie sinkt, sie drückt,
Sie beugt mich nieder, sie erstickt."

Er vermag sich nicht einzureden, daß er ein Gebilde seines Wahns schaue, der Boden wankt unter seinen Füßen, er wittert Grabesduft und entflieht voll Grauen. Liebe und Glaube sind irre an sich selbst, ihre Neigung zu dem Dämon der Unterdrückung läßt sie an ihrem eigenen Werth verzweifeln: nur die Hoffnung erlöst, stärkt und vereint die Schwestern wiederum [3]):

„Ihr zeigt mir freilich Eure Ketten,
Getrauet nicht, mich anzuschaun,
Doch bin ich, hoff' Euch zu erretten,
Erhebt Euch, kommt, mir zu vertraun."

---

1) 11, 179; 14. Auftritt.
2) 11, 180; 15. Auftritt.
3) 11, 182; 17. Auftritt.

Die himmlischen Genien, Sendboten einer höheren, göttlichen Macht, lösen die Bande der Schwestern, die sich rasch zu neuem Leben erholen, da die Hoffnung an ihrer Seite weilt. Jetzt naht auch die letzte Stunde des Dämons der Unterdrückung [1]):

Von Osten rollt Lauinen gleich herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt und nah und näher stürzt vorüber
Das Alles überschwemmende Gewässer:
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört und — fühlt sich besser.
Vom Ocean, vom Belt her kommt uns Rettung:
So wirkt das All' in glücklicher Verkettung.

Diese Allegorie ist durchsichtig genug: durch ihre Fesselung furchtbar belehrt, daß sie betrogen waren, können Liebe und Glaube, nur durch die Hoffnung wieder belebt, sich selbst wiedergegeben werden. Sobald nun die drei Schwestern wieder einträchtig über dem Weltkreis schweben, so muß sich das Verhängniß des Bösen vollziehen, und gewißheitsfroh singen die Genien [2])

Doch was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.

Die Hoffnuug „männlich kühn" macht sich auf und sammelt die Männer zum Kampf. Schon deutet ein unsichtbarer Chor an, daß der Freiheitsmorgen heraufdämmert, daß die Nacht des Jammers dem Tag der Freude, des Glücks zu weichen sich anschickt: Da erwacht Epimenides. Verstört tritt er unter die Trümmer, in dieser Wüstenei vermag er das alte friedliche Reich nicht mehr zu erblicken, aus kärglichen erhaltenen Resten, aus halbzerschlagenen Bildwerken muß er die friedliche Behaglichkeit früherer Jahre wieder erkennen! Der alte, weise Verstand ist noch unfähig, die ungeheure Umwälzung zu fassen, würde der Verzweiflung und der Vernichtung anheimfallen, wenn ihm nicht die Genien die herrlichen Trostworte zusängen, welche das Triumphlied der Gesinnung, der Idee über alle äußerliche körperliche Vernichtung genannt werden könnten:

[3]) Komm, wir wollen Dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz:
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz;
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Als schönste Verwirklichung dieser Worte erscheint alsbald die Hoffnung an der Seite des Jugendfürsten: in der Jugend war sie am

1) 184 a. a. O.
2) a. a. O. 185 18. Auftritt.
3) a. a. O. 191.

lebendigsten, am thatkräftigsten geblieben, die Jugend soll auch den schwierigsten Theil des Befreiungswerks, den Kampf mit den Dämonen bestehen. Mit kraftvollem Gesang zieht das Heer des Jugendfürsten am staunenden Epimenides vorüber und was Waffen tragen kann, schließt sich den Befreiern an,

[1]) Denn so Einer „Vorwärts“ rufet,
Gleich sind Alle hinderdrein,
Und so geht es abgestufet
Stark und Schwach und Groß und Klein.

die aber daheim bleiben,

[2]) Auch die Alten und die Greisen
Werden nicht im Rathe ruhn,
Denn es ist um den Stein der Weisen,
Um die Freiheit ist's zu thun. (I. Fassung.)

Im 22. Auftritt kehren die Krieger schon als Sieger heim, das ganze Volk empfängt sie mit Jubel, mit Siegeskränzen, und den vereinten Bürgern des ganzen Staates gelingt es nun im Fluge die gesunkenen Pfeiler und Quadern des alten Tempels zu einem neuen herrlichen Bau emporzurichten:

Erhebt den Bau, der niederlag,
Zusammen All' mit vollen Kräften —
Strebt an! — Glück auf! — Strebt an!
Es steht und das Werk ist gethan.

Epimenides hatte alle diese Vorgänge geschaut und in seinem Herzen bewegt, er fühlt Trauer und Beschämung, die ganze Zeit der Noth verschlafen zu haben — allein die Götter haben ihm seinen Antheil, ja den besten an der großen Erhebung noch aufbewahrt,

[3]) Sie bewahrten Dich im Stillen,
Daß Du rein empfinden kannst.“

Diese aufmunternden Worte des Priesters, der ihn begleitet, sollen sich rasch bewahrheiten: des alten Sehers Auge wird hell und klar, er sieht im Kreise die Tugend, die den Anderen verborgen, doch unentbehrlich zur Eroberung der Freiheit gewesen ist: Epimenides entschleiert die bescheiden bisher verhüllte Einigkeit:

[4]) Die Eine, die mit treuer Hand
Die Schwestern fest und treu verband,
Abseits, verhüllt, bescheiden stand,
Die Einigkeit muß ich entschleiern.

Und nun ruft diese dem befreiten, dem deutschen Volke die schöne, dringende Mahnung zu, in der allein enthalten ist, was dem Erworbenen Dauer, dem Glücke Festigkeit verbürgt:

1) a. a. O. 194 o.
2) a. a. O. 193 u.
3) 196. 23. Auftritt.
4) 24. Auftritt Ende.

[1]) Der Geist, der alle Welten schafft,
Durch mich belehrt er seine Theuren:
„Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur gesammte Kraft.“
Das, was ich lehre, scheint so leicht,
Und fast unmöglich zu erfüllen:
„Nachgiebigkeit bei großem Willen.“

Wie der Chor diese sanfte, aber so ernste Weisung zur Einigkeit in sich aufnimmt, sie in seine Lobgesänge, seine Jubellieder verwebt, so soll auch die deutsche Nation von nun an festhalten am schönsten Preis des ausgestrittenen ungeheuren Kampfes, an der Einigkeit! Der jubelnde Schlußchor faßt noch einmal zusammen, was Goethe's Herz in diesen Tagen erfüllte, es ist eine Verherrlichung seiner Nation, die sich wahrlich mit der übrigen patriotischen Dichtung in Vergleich stellen darf, sie ist schlicht und doch gehaltvoll, tief empfunden und doch frisch und kernig:

[2]) So rissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch,
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch,
Und in der Thaten Recht.
Und Fürst und Volk und Volk und Fürst
Sind Alle frisch und neu,
Wie Du Dich nun empfinden wirst,
Nach eignem Sinne frei!
Wer dann das Innere begehrt,
Der ist schon groß und reich;
Zusammenhaltet Euren Werth
Und Euch ist Niemand gleich.
Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoss'nen Bluts,
Und freuet Euch von Jahr zu Jahr
Des unschätzbaren Guts!

Das Schicksal war dem Epimenides nicht günstig, er gelangte nicht bei der Gelegenheit, für welche er gedichtet war, zur Aufführung, er konnte somit auch nicht der Sprecher der jungen, blühenden Hoffnung, des noch ungetrübten Siegesjubels der Deutschen und zwar des preußischen Stammes werden. Erst am 30. März 1815 „erwachte Epimenides“, aber schon war der Mehlthau der Congreßbestimmungen auf den neuen Völkerfrühling gefallen, und Napoleon, über dessen Sturz Dichter und Nation triumphiren wollten, war wieder erstanden und stand drohend an den westlichen Thoren Deutschlands. Die erste Aufnahme von Seiten der Berliner war [3]) „wie der gewöhnliche Beyfall eines guten

1) 25. Auftritt Anfang.
2) 201. Chor.
3) Zelter an Goethe 31. März und 1. April 1815.

Stücks", erst am zweiten Abend, am 31. März, fanden die Zuschauer heraus, daß man hier ihre Noth, ihre Wünsche, ihren Ruhm in schöner Verklärung, in der hellen Beleuchtung endlichen Erfolges verherrliche[1]: jetzt war „der Beyfall wüthend, eine unendliche Menge Kraftphrasen und Sentenzen wurde beklatscht und berufen." So lösten doch die kräftigen, treugemeinten Worte Goethe's für einen Augenblick Sorge und Kummer von den Herzen seiner Landsleute und versetzten sie wenigstens in der Erinnerung zurück in die Tage reinster Begeisterung und reichster Hoffnung. Zum Aufschluß kam der eigentliche Inhalt des Stückes selbst Zeltern nicht, der dies noch am 5. April 1816 beklagt. In Goethe's Brust behauptete sich die Epimenidesstimmung nicht lange ungeschmälert. Schon im Herbst 1814 bestätigte er zwar im Gespräch mit von Leonhard[2]) dessen „unerschütterliches Vertrauen in seine Vaterlandsliebe auf das schönste" und äußerte sich mit offener Hingebung über die großen Fragen der Gegenwart und die Entwickelung der nächsten Folgezeit, aber seine Hoffnungen waren nicht mehr auf diese gesetzt, Trost und Besserung schien ihm nur die ferne Zukunft Deutschlands zu versprechen.

Diese Aussicht konnte ihn gleichwohl mit jugendlicher Fröhlichkeit erfüllen, das Siegesfest am 18. October feierte er in ungetrübter Stimmung zusammen mit dem übereifrigen Patrioten von Willemer auf dessen Gerbermühle bei Frankfurt. Jedenfalls wurde er nicht müde, als beste Frucht der Freiheitskriege die Einigkeit der Deutschen anzupreisen. An den treuen Gesinnungsgenossen in Kunstangelegenheiten, Rath Rochlitz in Leipzig schrieb er[3]): „Der Verlust, den wir alle mehr oder weniger erlitten haben, — kann nur dann verschmerzt werden, wenn wir uns immer treuer an einander schließen, und der Deutsche immer mehr einsehen lernt, daß nirgends für ihn Heil zu finden sey als bey seinen Landsleuten." Auf dem Congreß sah es freilich um die Deutschen übel genug aus; obwohl es sich um eine deutsche Sache handelte, saßen doch eine stattliche Reihe fremder Nationen mit im Rath und Rußland und Oesterreich verstanden es vortrefflich, sich den Löwenantheil der Beute zu sichern.

In die Freude der Epimenidesaufführung mischte sich daher auch für Goethe bereits der bittre Tropfen Sorge, ob diese Freude nicht zu früh komme, ob sie dauern werde. Seine Mittheilung an Knebel vom 5. April 1815 zeigt uns am Besten den Zwiespalt in seinem Herzen. Er schreibt „Epimenides ist am 30. März endlich in Berlin erwacht, gerade zu rechter Zeit, um dasselbige, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch zu wiederholen, daß sie näm-

1) Zelter an Goethe 31. März und 1. April 1815.
2) Aus unserer Zeit u. s. w. a. a. O.
3) Brief an Rochlitz, 27. Februar 1815 (Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, O. Jahn, 1849).

lich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann auf eine herrliche Weise von diesen Leiden befreit. Jedermann wird hinzusetzen, daß neue Thatkraft nöthig ist, um das Errungene zu schützen und zu erhalten." Diese Stimmung ist schon am 23. April noch tiefer gesunken, „er weiß nicht, woran man besser thut, ob sich über die Zustände aufzuklären, oder sich darüber zu verdüstern." Die Thatsachen veranlaßten zu letzterem, Goethe gerieth über die schamlose Verrätherei der Diplomaten an den Völkern, die ihr Blut für Vaterland und Freiheit in den Schlachten vergossen, ganz außer sich, die Glossen zu Epimenides sind vom heftigsten, aber auch edelsten Zorn gedichtet.

[1]) Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth,
Das, was der Corse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht.

Noch deutlicher bezeichnet eine früher gedichtete Glosse seinen Groll über die Wortbrüchigkeit der Fürsten:

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen;
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen;
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober:
Ich habe der Deutschen Juni gesungen,
Das hält nicht bis in October.

Die ersten Verse beziehen sich ohne Zweifel auf das Ausbleiben des Königs von Preußen und Kaisers von Rußland, zu deren Ankunft in Berlin Mitte 1814 Epimenides aufgeführt werden sollte. Unschwer läßt eine tiefere Bedeutung sich herauslesen: Das deutsche Volk wartete mit Sehnsucht auf die Rückkehr seiner Fürsten, mit denen es sich durch gemeinsame Noth enger verbunden, denen es sich durch seine Treue nähergerückt, ebenbürtiger fühlte. Die Fürsten blieben aus, ausblieben aber auch die schönen Versprechungen größerer Freiheiten, und die schöne Einheit zwischen Fürsten und Volk, die Goethe im Epimenides geweissagt, erschien nun allerdings wie eine leere Schmeichelei für die vergeßlichen Fürsten und Herren. Was diese an Patriotismus fehlen ließen, das thaten die Puristen und Deutschthümler zu viel. Goethe selbst [2]) hatte schon im Jahre 1813 Riemern vollständige Freiheit ge-

1) 3 S. 280—81.
2) Brief von 1813, 30. Juni, in: Briefe von und an Goethe u. s. w.

lassen, in seinen Schriften „ausländische Worte zu verdeutschen, da er in diesem Punkte weder eigensinnig noch allzuleicht gesinnt sei", er konnte ferner am Besten beurtheilen, wie man einer Sprache gesundes volksthümliches Wesen zuführe, seine Werke beweisen, daß er früh gelernt hatte „Bauern und Kindern auf das Maul zu sehen" — allein von der Sprachverstümmelung und Sprachberaubung, wie sie von den patriotischen Puristen geltend gemacht werden sollte, wendete er sich voll ärgerlichster Ungeduld schimpfend hinweg! Diejenigen, welche Grobheit und Derbheit als Kennzeichen des deutschen Volkscharakters anerkennen und bewundern, werden uns zugestehen, daß in den Xenien auf die Sprachverbesserung der alte Goethe als echter Deutscher vom reinsten Wasser sich beglaubigt! Ueber all diesen Kummer, diesen Kräfte zersplitternden Kleinlichkeiten hielt ihn die Neigung und Bemühung für die Belebung der altdeutschen Kunst aufrecht. Die Rhein und Mainhefte erschienen, die den Brüdern Boisserée in die Hände arbeiten sollten; er verwendete sich auf's angelegentlichste für zweckmäßigste Unterbringung ihrer Kunstschätze und rief ihnen fröhlichen Muthes zu [1]): „Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn der löbliche Zweck verfehlt würde, wenn unsere patriotischen Feuerchen, die wir auf soviel Bergen und Hügeln des Rheins und Mains anzünden, nicht auch patriotische Gesinnungen erregen und glücklich fortwirken sollten." In solchen Augenblicken ward ihm das Herz weit und er fühlte mit vollem Behagen den frischen belebenden Luftzug geistiger Thätigkeit durch sein Vaterland wehen. Dann regen sich alle seine Kräfte und sind bestrebt, auf den Augenblick, wo so Vieles sich zu gestalten strebt, mächtig einzuwirken; selbst das will er gerne fördern [2]), was nicht ganz nach seiner Ueberzeugung eingeleitet und geführt wird, wenn nur die Wirkung im Ganzen und Großen eine der Nation gewinnbringende ist: „Der Moment [3]) ist zu schön und kommt nicht wieder." Ein fieberhafter Eifer hat ihn erfaßt, den Gewinn der großen Zeit für sein Volk noch zu bergen, so lange es möglich ist, und während Andere über den Zusammenbruch der nationalen Erhebung klagen und schelten, sucht er noch das Beste, das Unvergängliche daraus zu retten. In diesen Tagen belohnt ein schöner Beweis großen Vertrauens von Seiten seiner Landsleute Goethe's Mühe und Arbeit um das Beste der Nation. Die Mecklenburgischen Stände übertragen ihm die künstlerische Leitung [4]) bei der beabsichtigten Errichtung eines Denkmals für den Fürsten Blücher. Durch den Kammerherrn von Preen erging zuerst die Anfrage an Goethe „den ersten Kunstrichter unserer Zeit", und Goethe

---

1) Goethe an Boisserére 1815, 23. October.
2) An denselben 1816, 29. August.
3) Brief an den Minister Schuckmann, in „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Cultur", V. Bd., 1841, Berlin Brief vom 1. Novbr.
4) Das Blücherdenkmal in Rostock und Goethe's Theilnahme an diesem Werke, 1863.

war alsbald bereit, das vaterländische Unternehmen zur Durchführung zu bringen. Mit großer Liebe geht er an seine Aufgabe[1]) „er kennt gegenwärtig keine andere Zufriedenheit, als auf dem befreiten, deutschen Boden in gereinigter Luft für Kunst und Wissenschaft mitzuwirken." Und sowohl Preen wie Schadow haben wiederholt die „Theilnahme zu rühmen, welche Goethe mit immer gleichem Wohlwollen und Eifer dem vaterländischen Vorhaben widmet"; diesem ist es eben sichtlich eine Freude und Genugthuung, zu dem ersten Denkmal, welches die dankbare Nation dem Helden der Freiheitskriege widmete, „welches den Morgen vaterländischen Glücks begrüßt", einen so ehrenhaften großen Theil beitragen zu können. 1819 ist das Werk vollbracht, der Vorgänger der zahlreichen Helden-Denkmäler, mit denen nachmals Schadow's Schüler, Christian Rauch die preußische Hauptstadt schmückte.

Vielleicht war es aus unserer Darstellung der großen Jahre 1812—1816 ersichtlich, daß die „Hegire in den Osten", die Beschäftigung mit dem Divan keineswegs im Stande war, Goethe's Herz der Sache seiner Nation zu entfremden. Auf Stunden wohl, ja da vergaß er die Noth und den Kampf seines Volkes, um darauf nur um so heftiger von Theilnahme, Zweifel, Hoffnung und Angst bis ins innerste Lebensmark erschüttert zu werden. Wenn er während der Tage der Entscheidung schwieg, so soll dafür gar nicht seine Stellung zur Entlastung angeführt werden, obwohl ihm diese natürlich eine andere Handlungsweise zur Pflicht machte, als sie einem Körner, einem Rückert und anderen Jünglingen nicht nur erlaubt, sondern gemäß war. Allein Goethe war niemals ein augenblicklicher Gelegenheitsdichter: was sein Herz am heftigsten bewegte, das mußte er schweigend verarbeiten, erst wenn die Gelegenheit vorüber war, ward sie ihm zum Gedicht. Er war eben ein Patriot wie wenig Andere: nicht mit Worten that er seiner Vaterlandsliebe genug, sein Bestreben war von der politischen Zerstückelung des Reichs an, wie er dies einmal 1826 aussprach[2]): „seine Nation literarisch in sich selbst zu einigen", so war ja auch sein ganzes Leben eine Summe von Mühe und Arbeit, der ehrlichsten Arbeit an sich und für das geistige Wohl seiner Nation. Nur wer so ernst für die Hebung seines Vaterlandes strebte und rang, durfte auch seinen eigenen besonderen Patriotismus besitzen, daß ihn Goethe in dem besprochenen Zeitraum nicht nur besaß, sondern auch bewies, haben wir zu zeigen versucht, er blieb seinem Innern auch in der folgenden Zeit lebendig, während der Jahre seines sogenannten Weltbürgerthums. Dies auszuführen wird, so hoffen wir, noch Zeit und Gelegenheit werden.

---

1) Ebenda.
2) 29, 183 Nr. 62b nebst Anmerkung.

Vita.

Geboren wurde ich, Friedrich Gotthard Winter, den 22. März 1855 zu Schwarzenberg im sächsischen Erzgebirge, als erster Sohn des dortigen Pfarrers weiland Friedrich Eduard Winter und dessen Ehegattin Libby geb. Schulze. Von Ostern 1869 bis dahin 1870 gehörte ich der Nicolaischule zu Leipzig an und bezog sodann Ostern 1870 die Königliche Landesschule zu Grimma. Unter dem Rectorate des Herrn Professor Emil Müller bestand ich hier Ostern 1876 das Maturitätsexamen und gehörte seit dem Frühling desselben Jahres ununterbrochen der Universität Leipzig an. Vorwiegend widmete ich mich den classischen Sprachen, der Literatur- und Kunstgeschichte und hörte die Collegien der Herren Professoren Biedermann, Braune, Curtius, Drobisch, Eckstein, Ebert, Gardthausen, Heinze, Hildebrand, Lipsius, Ribbeck, Springer, Voigt, Wundt, Zarncke. Allen diesen Herren schulde ich aufrichtigen, herzlichen Dank. Für meine Arbeit verdanke ich besonders den Herren Professoren Hildebrand und Springer die mannichfachsten Anregungen.

Vita.

Geboren wurde ich, Friedrich Gotthard Winter, den 22. März 1855 zu Schwarzenberg im sächsischen Erzgebirge, als erster Sohn des dortigen Pfarrers weiland Friedrich Eduard Winter und dessen Ehegattin Liddy geb. Schulze. Von Ostern 1869 bis dahin 1870 gehörte ich der Nicolaischule zu Leipzig an und bezog sodann Ostern 1870 die Königliche Landesschule zu Grimma. Unter dem Rectorate des Herrn Professor Emil Müller bestand ich hier Ostern 1876 das Maturitätsexamen und gehörte seit dem Frühling desselben Jahres ununterbrochen der Universität Leipzig an. Vorwiegend widmete ich mich den classischen Sprachen, der Literatur- und Kunstgeschichte und hörte die Collegien der Herren Professoren Biedermann, Braune, Curtius, Drobisch, Eckstein, Ebert, Gardthausen, Heinze, Hildebrand, Lipsius, Ribbeck, Springer, Voigt, Wundt, Zarncke. Allen diesen Herren schulde ich aufrichtigen, herzlichen Dank. Für meine Arbeit verdanke ich besonders den Herren Professoren Hildebrand und Springer die mannichfachsten Anregungen.

